



# Breslauer Sonnensabbat

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 12. Juli.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal, bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 16 Pf.

## Wessen Schuld?

Roman aus der Gegenwart von O. Elser.

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

(Fortsetzung.)

### Elftes Capitel.



ur mit größter Anstrengung und Aufbietung aller ihrer Energie vermochte Margarethe ihre Zimmer zu erreichen. Dort angekommen, entließ sie ihre Dienerin, schloß die Thüren ihres Gemachs ab und sank dann kraftlos schluchzend auf ihr Lager.

So war es doch eingetroffen, was sie gefürchtet, seit sie den vaterländischen Boden wieder betreten! Er war ihr begegnet! Sein Auge hatte sie so klagend, so vorwurfsvoll angeblickt, wie sie es stets in ihren Träumen gesehen! Sein Antlitz war bleich, und um seine blassen Lippen zuckte es wie Hohn und Verachtung!

O Gott, nur keinen Spott, nur keine Verachtung zu all den Leiden ihres unseligen Lebens!

Aber ach! in dieser elender Stunde fühlte sie es tief im Herzen, daß ihr Opfer vergebens gewesen, daß es verworfen worden war, daß ihr und sein Leben ein elendes, ein verhehltes sei. O, weshalb hatten sie sich nicht redlich durch ihrer Hände Arbeit ernährt! Glücklicher wären sie in jeder Entbehrung, welche sie gemeinsam getragen, gewesen! Was half ihr jetzt all der Glanz, all die Pracht rings um sie? Was half es jetzt ihm, daß sie ihn frei gegeben, daß er ein sorgloses Auskommen hatte? Verkommen sie nicht beide in ihrer Sehnsucht zu einander? Was half es ihr jetzt, daß sie sich bemüht hatte, ihrem Gatten eheliche Liebe entgegenzuhringen? War der Kampf nicht vergebens gewesen? Der Kampf gegen die Sehnsucht, gegen die Erinnerung der alten Zeit! Jetzt lag sie da, ein gebrochenes elendes Weib, verlassen von allen Menschen! Verachtet, verspottet von den Eimen, verachtet von dem Andern und gleichgiltig, ja lästig geworden ihrem Gatten!

Und konnte sie ihm, dem Gatten, einen Vorwurf aus seiner Gleichgiltigkeit machen? Mußte er nicht schon längst erkannt haben, daß die alte Liebe noch immer nicht in dem Herzen seines Weibes erloschen war? Hatte sie sich nicht stets wieder scheu vor ihm zurückgezogen? Hatte sie seine Liebesfungen nicht mit jener Kälte, ja mit jener Furcht empfangen, welche die Vertraulichkeit im Keime ersticken muß? Hatte sie sich nicht von ihm losgesagt, als er sich nach dem Vaterlande, nach den ihm lieb gewordenen Beschäftigungen sehnte?

Ach, unfähig litt das arme Weib in dieser Stunde, da alle Erinnerungen ihres Lebens auf sie einstürzten! Sie glaubte diese Stunde nicht überleben zu können.

Wie lange sie in trostloser Verzweiflung auf ihrem Lager gelegen, sie wußte es nicht.

Der Abend dämmerte schon, als ihre Kammerfrau an die Thür klopfte und meldete, daß der Herr Graf die Frau Gräfin in dem Salon erwarte.

Mit schwankenden Schritten begab sie sich in das Gemach, in dem ihr Gatte unruhig, finsternen Gesichts auf und ab schritt. Er kam ihr höflich-talt entgegen und führte sie zu einem Sessel. Einer Ohnmacht nahe, sank sie hin.

Einen Augenblick betrachtete der Graf die blasse Frau, dann sprach er mit leiser Stimme, in dem ein Klang der Bärtlichkeit aus der ersten Zeit zitterte:

„Ich habe von Deinem Diener gehört, daß Du auf Deiner Spazierfahrt einen heftigen Schrecken gehabt hast. Ich hoffe, daß die Folgen nicht ernstlich sind, denn, Margarethe, es gilt jetzt alle Deine Kräfte anzuspannen, um Deinen Mutterpflichten genügend nachkommen zu können. Doch sage mir zuerst, — es erleichtert Dich vielleicht, — was Dir begegnet ist.“

Er hatte neben ihr Platz genommen und liebevoll ihre Hand erfaßt.

Hastig athmete Margarethens Brust, ihre Hand zitterte in der seinigen; ihr Auge hob sich bittend zu ihm empor.

„O Bruno,“ sprach sie leise, „frage mich nicht! Laß mich fort von hier, laß mich wieder zurück nach Italien, ich kann hier nicht bleiben, ich — ich habe ihn — ihn gesehen!“

Hastig stieß der Graf die schwache Hand zurück und erhob sich von seinem Sessel. Mit finsternen Augen blickte er auf sein Weib herab, das leise weinend das Antlitz mit den Händen bedeckte.

Eine Pause, eine entsetzliche Pause trat ein. Diese heimliche Stille herrschte in dem hohen Prunkgemach. Die letzten Strahlen der Sonne fielen rötlich durch die Vorhänge der Fenster und umgaben den Scheitel des armen jungen Weibes mit einem Glorienschein.

Langsam hob Margarethe das bleiche, thränenüberströmte Antlitz zu dem Gatten empor, traurig, bittend, trostlos blickte

sie in seine finsternen Augen. Er wandte sich ab und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor seiner Gattin stehen und sprach mit tiefer, aber ruhiger Stimme:

„Ich habe mit dem Arzt über den Zustand unseres Sohnes gesprochen. Derselbe ist durchaus nicht unbedenklich. Unser Sohn ist vorläufig noch zu schwach, um das rauhe nordische Klima ertragen zu können. Der Arzt hat für die nächsten Jahre einen Aufenthalt im Süden angeordnet. Ich habe nichts dagegen, daß Du in nächster Zeit schon mit dem Kinde nach Deiner Villa am Lago Maggiore zurückkehrst.“

Margarethe sprang empör, sie erfaßte die Hände ihres Gatten und dieselben gegen ihre Brust drückend, rief sie:

„Dank Dir, Bruno! O dank Dir für Deine Güte! Du sollst sehen, ich werde Dir nach einigen Jahren Deinen Sohn gesund und kräftig übergeben! Meine Lebensaufgabe soll es sein, den armen kleinen Liebling zu überwachen und ihn zu einem schönen kräftigen Jünglinge heranzuziehen. Dank Dir, tausend Dank!“

Der Graf strich leise mit der Hand über den Scheitel der jungen Frau.

„Rege Dich nicht zu sehr auf,“ sprach er dann. „Dies war es, was ich Dir sagen wollte. Meine Geschäfte erlauben mir nicht, Euch zu begleiten, ich werde aber öfter Gelegenheit finden, Dich in Deiner Villa zu besuchen. Gehe jetzt zu dem Knaben. Ich werde die Vorbereitungen zu der Reise treffen lassen.“

Mit flüchtigem Handkuß verabschiedete sich der Graf.

Margarethe aber eilte zu ihrem Kinde und sank an dem kleinen Bette nieder auf die Knie, das arme, schmale, blasse Gesichtchen des Knaben mit heißen Küßchen bedeckend.

„Du sollst mein Schutengel sein!“ flüsterte sie. „In Deiner Pflege, mein Liebling, will ich Trost, will ich Ruhe und Frieden finden.“

Das Kind erwachte und streckte lächelnd die schwachen Armechen nach der Mutter aus.

Zum zweiten Male verließ Margarethe ihr Vaterland, wie sie hoffte auf Nimmerwiedersehen. Wiederum brauste der Zug durch die frühlinggrünen Gefilde, vorbei an den lieblichen Dörfern und den fleißigen Städten; er rasselte mit gelbemem Pfiff hinein in die Hallen der Bahnhöfe, in denen sich Margarethe wiederum schon in die Ecke der Polster drückte. Doch wiedererkannt ward sie von den Bahnbeamten, die sie mit besonderer Höflichkeit behandelten.

Margarethe athmete auf, als sie die Grenzen Deutschlands hinter sich hatte, als der Zug brausend vorüberfuhr an den Abgründen Tirols, hinüber jaufte über tiefe Thäler und dunkle Tunnels durchdonnerte. Und dann lag sie wieder vor ihr, die lachende, sonnige Ebene Oberitaliens, mit den herrlichen Städten, den marmornen Palästen, hervorstechend aus dem dunklen Laub der Oliven, mit den sanften Hügeln, bekränzt von lebensumschlungenen Ulmenwäldern! Wieder lag vor ihr die leise wogende Fluth des geliebten Sees, weißbeschwungte Boote flogen durch die tiefblauen Wellen von einer der seligen Inseln zur andern, von einem lieblichen Gestade zum andern! Wieder thürmten sich vor ihren Blicken auf die weißen Berge der Alpen, schützende Wälle gegen des Nordens rauhe Winde, schützende Wälle gegen all das Leid, all den Kummer, den der Norden der armen blaffen jungen Frau gebracht!

Hier, in dem lieblichen Versteck am Gestade des Sees wollte sie bleiben ihr Lebenslang; hier wollte sie sich allein der Pflege ihres armen kleinen Lieblings widmen; der Gedanke an den Jugendgeliebten, sollte nicht störend eingreifen in ihr stilles Leben; nur wie ein entschwindender schöner Traum sollte er sie umschweben.

Doch sie wollte Gewißheit haben über das Schicksal des geliebten Mannes; sie sann lange nach, auf welche Weise sie sich dieselbe verschaffen könne; endlich nach langem Zögern, nach langem Schwanken entschloß sie sich, an den Wittmeister, den Freund Eberhards zu schreiben. Aber wie, wie sollte

sie diese Frage stellen, ohne sich, ohne ihren Gatten bloßzustellen? Endlich fandte sie folgende Zeilen ab:

„Mein Herr!

Bei einem kurzen Aufenthalt in Berlin hat der Zufall gewollt, daß mir auf Augenblicke Eberhard von Ellern begegnete. Da ich noch immer einen lebhaften Antheil an dem Geschick dieses Herrn nehme, so möchte ich Sie bitten, dem Geschick dieses Aufschluß über dessen jetzige Verhältnisse zu mir näheren Aufschluß über dessen jetzige Verhältnisse zu geben. Sollte ich irgend etwas zur Verbesserung seiner Lage thun können, so werden Sie mich jederzeit bereit finden. Ich brauche wohl nicht die Bitte um discrete Behandlung der Angelegenheit hinzuzufügen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Margarethe Gräfin Wismigsen.“

Als sie diesen Brief abgeschickt, bereute sie den kühlen geschäftsmäßigen Ton desselben. Müßte der Wittmeister nicht annehmen, daß der Hochmuth ihres jetzigen Standes sie in diesem Tone hatte sprechen lassen? Doch dann kam ihr der Gedanke, daß es vielleicht besser sei, wenn der Wittmeister sie für hochmüthig und stolz hielte, als daß er einen Einblick in ihr noch immer so bewegtes Herz, auf die noch immer nicht vernarbte Wunde dieses Herzens beläme.

Mit Ungebuld erwartete sie die Antwort des Wittmeisters, welche nach kurzer Zeit eintraf. Sie lautete:

„Hochverehrte Frau Gräfin!

Zuerst meinen verbindlichsten Dank für das Vertrauen, welches Sie mir durch ihre Anfrage bewiesen. Seien Sie versichert, daß ich stets mit warmer Theilnahme Ihrer gedacht und daß ich eine innige Freude über die günstige Wandlung Ihres Schicksals empfind.

Was nun das Geschick unseres gemeinsamen Freundes anbelangt, so können Sie ganz unbesorgt sein. Er hat eine ehrenvolle Stellung inne, die ihn anständig ernährt, und genießt das Vertrauen und die Gunst seiner Vorgesetzten. Ich habe ihn in diesem letzten Sommer in Berlin gesehen und ihn außerordentlich wohl und vergnügt gefunden. Wir haben einige fröhliche Tage zusammen verlebt und die tolle und doch so herrliche Jugendzeit stand wieder in glänzenden Farben vor meiner Seele. Ellern scheint die fröhliche Laune seiner Jugend voll und ganz wiedergewonnen zu haben. Es wollte mich fast bedünken, als ob dieselbe noch geteigert sei; das Eine sah ich nur, daß er das großstädtische Leben tüchtig genießt. Die Melancholie ist von ihm gewichen, ein toller Uebermuth ist an deren Stelle getreten.

Sie sehen also, Frau Gräfin, daß keinerlei Anlaß zu Besorgniß um das Wohlergehen unseres Freundes vorhanden ist. Es hat mich sehr gefreut, Ihnen diese Nachricht übersenden zu können, und erlaube ich mir auch für Sie, gnädigste Frau Gräfin, meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen beizufügen.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung

Ihr ergebenster

Julius von N.

Wittmeister.“

Lange, viel zu lange für die wenigen Zeilen sah Margarethe vor diesem Briefe. Sie dachte an das traurige, blasse Angesicht, an die träben Augen Eberhards. Die Nachricht des Wittmeisters wollte nicht so recht mit diesem Aussehen Eberhards stimmen. Doch plötzlich fuhr ein Gedanke, ein peiniger Gedanke durch ihre Seele.

Wie — wenn Eberhard an ihr, an ihrer Liebe, an ihrer Ehrbarkeit gezwiefelt? Sie wußte, daß nach ihrem Verschwinden man sie für todt gehalten, sie wußte, daß Eberhard sie als todt betrauert, was mußte er denken, als er sie jetzt wieder sah, umgeben von Glanz und Luxus des Reichthums? Müßte er nicht irre werden an ihrem Charakter, an ihrem Herzen? Stürzte er sich deshalb in den Strudel

der Weltstadt? Suchte er dort die Erinnerung zu betäuben? Suchte er dort Vergessen für die Enttäuschungen seines Lebens, für den Verrath, welchen sie, nach seiner Meinung, an ihm begangen haben mußte?

Der Gedanke verließ sie nicht wieder, er hatte etwas unsäglich Peinliches für ihr Gefühl, für ihr Gewissen. Sie konnte zu gut den idealen Charakter des Geliebten; sie konnte sich nur zu gut denken, welch bitteres Gefühl seine Seele beherrschte, nachdem er sie, die als todt beweinte Geliebte, in der reichen Umgebung wiedergesehen! —

Zwei Jahre, zwei lange, elende Jahre verstrichen so. Der Graf hatte sich nur auf einige Tage in der Villa bliden lassen; mehr denn je ward er von seiner Leidenschaft beherrscht. Ungeheure Summen verschwendete er, um dieselbe zu befriedigen, dafür stieg sein Ruf als Sportsman aber auch von Rennen zu Rennen; sein Name ward berühmt, er ward eine Autorität in der vornehmen Sportswelt. Hatte er somit Zeit, an seine Gattin, an sein Kind zu denken? Er überließ die Pflege und Erziehung seines Erben ganz Margarethe, und das war es, was eine neue schwere Sorge auf das Herz der armen Frau wälzte.

Der schwache Knabe wollte nicht erstarren, trotz aller Pflege und Aufbietung aller ärztlichen Kunst. Die weisen Ringer Vesiculap's schüttelten die Köpfe und sprachen geheimnißvoll von einem inneren organischen Fehler. Eine nicht zu überwindende Müdigkeit, eine schwere Mattigkeit der kleinen, schwachen Glieder fesselte den Erben des gräßlichen Namens fast stets an das Lager. Nicht wie andere Knaben seines Alters trippelte er umher; er jauchzte nicht den bunten Vögeln, den sich auf Blumentelchen wiegenden farbenprächtigen Schmetterlingen zu; er jubelte nicht über das kostbare Spielzeug, nicht über den hellen Sonnenschein im dunkelgrünen Laube; es freute ihn nicht, sich auf den Wellen des Sees zu schaukeln; er fühlte kein Verlangen nach Wagen und Rossen, nach bunten Soldaten, Trommeln! und knallenden Feitschen. Bei jedem außergewöhnlichen Geräusch zuckte er schmerzlich zusammen und Thränen stiegen in seinen großen dunklen Augen empor. Neugierig streckte er die dünnen Armechen seiner Mutter entgegen und sagte als einziges Wort, welches die schwache Zunge sprechen konnte: „Mama! Mama!“

Oftmals erschütterten heftige Krämpfe den kleinen Körper. Nach diesen Anfällen lag das arme Kind dann da mit geschlossenen Augen, leise athmender Brust, dem Tode nah, das Bild einer Leiche.

„Es nützt nichts, Frau Gräfin,“ sprach eines Tages nach einem solchen Krampfanfall der Arzt. „Es nützt Alles nichts! Frau Gräfin müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten.“

O mein Gott, welch entsetzlicher Gedanke! Sollte ihr auch die letzte Lebensfreude, der letzte, der einzige Trost und Halt im Leben entrispen werden?

Nein, nein, es war nicht möglich! So grausam konnte das Geschick nicht sein. Das Kind, ihr kleiner Liebling durfte nicht sterben! Sie würde den Verlust nicht überleben; ihr Kind war das Einzige, was sie auf Erden besaß, was sie lieben durfte!

Mit entsetzlicher Angst beugte sie sich über den Knaben, küßte leidenschaftlich seine geschlossenen Augen, seine bleichen Wangen, und der Knabe schlug matt die Augen auf und lispelte: „Mama! Mama!“

Und doch geschah das Entsetzliche, das Grausame!

Wieder war ein Sommer, ein Herbst vorüber. Der Winter hatte in diesem Jahre auch über die Gefilde Italiens seine strenge Herrschaft ausgedehnt, und eine weite weiße Decke breitete sich aus über die Ebene Oberitaliens.

Margarethe hatte ihres Sohnes wegen weiter nach Süden ziehen wollen, aber die Aerzte hatten kopfschüttelnd und achselzuckend gesagt:

„Es nützt nichts, Frau Gräfin! Setzen Sie das schwache Kind nicht noch den Anstrengungen einer Reise aus.“

So war denn Margarethe geblieben, und saß jetzt mit

forgenvoller Stirn am Lager ihres kranken Sohnes, der sich in unruhigem Schlummer hin und her warf.

War der Körper des Knaben in der Entwicklung auch sehr zurückgeblieben, so war doch im Laufe des letzten Jahres sein Geist zu thätigem Leben erwacht. Wenn auch nur einzelne Worte die schwache Zunge sprechen konnte, so redeten doch die großen dunklen Augen eine deutliche Sprache, welche Margarethens Mutterherz recht verstand.

O diese großen dunklen Kinderaugen! Jetzt zeigten sie den Ausdruck unsäglichlicher Schmerzen. Jetzt den innigen Ausdruck des Dankes, wenn die Mutter den schweren Kopf des armen Knaben an ihrer weichen Brust bettete! Jetzt den Ausdruck der leuchtenden Freude, wenn sich der Mutter lächelndes Antlitz über den Erwachenden beugte! Jetzt die trostlose Frage: „Weshalb, weshalb muß ich all' diese Schmerzen ertragen?“

O diese große dunklen Kinderaugen! Jetzt blickten sie, wie die brechenden Augen des todtwunden Wildes, welches still im Dickicht verblühet! Jetzt wie die treuen Augen der edlen Dogge, auf deren breiten Rücken an gelunden Tagen der Knabe zu reiten liebte! Jetzt mit der Sehnsucht der Augen eines Zugvogels, der der sonnigen Heimath im Süden zustrebt!

O diese großen dunklen Augen! Eine Welt voll Gedanken las die Mutter in diesen dunklen Sternen!

Eine Welt von Gedanken füllte auch in dieser Nacht auf die einsam wachende Mutter ein.

Sie dachte der eigenen frohen Jugendzeit, als die freundliche, liebevolle Mutter noch lebte; sie dachte der Zeit, da die keisende Stiefmutter des Hauses Regiment führte und der stets grollende und scheltende Vater seinen Aerger und Zorn die Tochter aus erster Ehe entgelten ließ. Sie dachte des Tages, wo sie all' den Mißhandlungen entflohen war, wo sie das elterliche Haus auf Nimmerwiederkehr verlassen und Schutz gesucht in den Armen des Geliebten vor der bösen Welt!

Sie dachte der seligen Zeiten in dem kleinen wein- und rosenumrankten Hause der Vorstadt! Wie sie an schönen Sommerabenden an Ellerns Arm den kleinen Garten durchwandelt, wie sie an stürmischen Wintertagen an seiner Schulter gelehnt, seiner sanften ersten Stimme gelauscht, welche ihr die schönsten Verse unsterblicher Dichtungen vorgelesen!

Sie dachte der Zeit, wo er zum ersten Male von ihr schied, als sein Vater gestorben war, der Zeit, wo sie selbstständig den Kampf mit dem Leben aufnahm; dann des schrecklichen Tages, da er schwerverwundet hereingebracht ward, der angstvollen Zeit am Krankenbette und dann — dann des entsetzlichen Tages, wo sie Schutz suchte vor dem Reide, dem Haße der Welt in den Wellen des Flusses. —

Wie ein Traum dämmerte die Zeit herauf, in der sie, von schwerer Krankheit erwacht, sich umgeben fand von der aufmerksamsten Pflege, von dem Glanz und der Pracht des Reichthums.

Sie hörte einen vorrühigen Schritt über den Teppich ihres Gemaches gleiten; sie sah, wie durch einen Nebel, ein gelblich blaßes, vornehmeres Antlitz sich über sie beugte; sie vernahm eine flüsternde Stimme, welche mit dem Arzte redete, sie fühlte eine weiche, kühle schmale Herrenhand sich auf ihre Stirne legen und sie schauderte zusammen unter dieser Berührung.

Sie dachte des Mannes, der ihr Gatte geworden, der jetzt von Fest zu Fest eilte in der Hauptstadt ihres Vaterlandes, der sein einsames Weib an fernem fremden See und seinen todtkranken Kind im Taumel der glänzenden Saison vergeffen hatte!

Sie dachte aber auch des Mannes, der Vergessen, Betäubung suchte in wildem Genuß, in tollen Aufregungen, und tiefer sank das blaße Antlitz auf die stützende Hand; Thränen, heiße Thränen stahlen sich durch die schlanken Fingern. —

(Fortsetzung folgt.)

## Gailthaler Hochzeitleute.

Das Gailthal gehört zu den schönsten Partien Kärntens, es trägt seinen Namen von dem dasselbe durchfließenden Wildwasser „die Gail“ und liegt unweit Villach. Eigentlich scheidet es sich in zwei Theile: das obere und untere Gailthal. Im oberen waltet deutsche Sprache und Sitte vor, im unteren das slavische Element mit wendischen Gebräuden.

Wir Deutschen im Reiche interessieren uns jetzt, wo das Deutschtum in Oesterreich vielfach und ernstlich angefochten wird, doppelt für unsere deutschen Stammesgenossen unter dem Scepter Oesterreichs; wir haben aber auch Sinn für nichtdeutsche Eigentümlichkeiten und besten Un-

vergebung bittet für alles Leid, was sie ihnen im Leben zugefügt hat, und schließlich den Elternsegen erbittet; dabei fliegen reichliche Tränen. Der „Ladner“ spricht dabei in Versen, oft humoristisch angehaucht, um die Stimmung wieder zu erheitern.

Dann setzt der Hochzeitzug sich nach der Pfarrkirche in Bewegung, die Lebigen, wie erwähnt, zu Pferde, die Verheiratheten zu Wagen, voran der Ladner als lustige Person. Dieser trägt einen breitkrämpigen Hut, eine rote Schärpe um den Leib und einen Stab mit Blumen und Bändern und Zittergold geschmückt.

Ihm folgt die Braut, die eine zweizackige Gabel, worauf eine kleine



Hochzeitleute aus dem Gailthal in Kärnten.

Nach einer Photographie von M. Sicherer in Villach auf Holz gezeichnet von A. Greil.

befangenheit genug, sie zu würdigen und durch Kenntniß derselben unser Wissen zu mehren. Daher einige Worte über die Gailthaler Bauern. Man trifft dort meist hübsche, festliche, stramme, unerschte „Nonnenbilder“ und „Müllstokate, molate (unterste, üppige) Diandlan“.

Die übliche Tracht der Mannsperonen ist ein niederer, rauher Filzhut, um den Hals ein Leder gefächertes Tuch, dessen Zipfel frei flattern, darüber einen weichen umgelappten Hemdtrager, einen tuchenen „Zanler“ statt des Rockes, eine bunte Weste aus Woll oder Seide mit dickstehenden silbernen oder zinnernen Kugelnöpfen, eine enge leberne Kniehohe und hohe „Kranerhiesel“ (Kranerische Stiefel), bei festlichen Gelegenheiten weiße Strümpfe und Niederschuhe.

Die Frauenleute tragen für gewöhnlich ein Seidentuch über den Kopf, bei festlichen Anlässen die „Pestscha“, eine Spizenhaube, dann ein ganz weiches Hemd mit Aufärmeln und Spizenmanschetten und breiter Polstraufe, ein buntes Nieder und dreieckig gefaltetes Busentuch, einen Ledergrütel, grellfarbig, faltige Röcke bis zu den Knien, gestickte Schürzen, weiße Strümpfe und Niederschuhe, natürlich ohne die abvernen hohen Abfäße unserer deutschen Modedamen.

Interessant sind die Gailthaler Hochzeitgebräuche. Bei denselben erscheinen die unverheiratheten Teilnehmer meist zu Pferde. Vor der Trauung leistet die Braut ihren Eltern „Abbitte“, indem sie diese um

Kerze und ein Hahngebild gestekt sind, trägt. Dies ist das Simmbild der Wirtschaftlichkeit, Wachsamkeit und des Fröhlichseins. Neben ihr schreitet der Brautführer, der einen „Hüslerleil“ als Zeichen der Stärke und Arbeitsamkeit trägt.

Ihnen folgen, hoch zu Ross, der Bräutigam, mit einem Blumenstrauß am Hut und einem Fähnchen in der Hand, sowie die Kronjungfer mit einer blanken Zinntanne, aus welcher der „Johannissegel“ duftet.

Daran schließen sich die „Beislände“ in Costüm und die Hochzeitgäste.

In der Kirche wird zunächst eine Messe celebrirt, dann die Trauung vollzogen, dann der Johannissegel getrunken, indem die Kronjungfer die Weintanne mit dem Spruche: „Gott segne den heiligen Johannistrunk!“ oder „Bog zegnaj sveto joanezevo pivu!“ herumreicht.

Nach dem Trinke gehen die Paare um den Altar herum und legen auf einen bereitstehenden Teller ein Geldgeschenk als Opfer nieder. Demnach begiebt sich der Zug zu Mahl und Tanz in s' Wirtshaus. Weist bestreiten die männlichen Hochzeitgäste alle Wirtshausausgaben. Das Fest endet erst Morgens, dann sprengt das junge Ehepaar jauchend und das Fähnchen schwingend durch's Dorf seiner Bejahung zu und die Gäste zerstreuen sich.

## Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Beltroman von **Wladimir Fürst Meshchtschersky.**

Fortsetzung.

(Fortsetzung.)



Am Tage nach der Beichte nahmen die beiden Brautpaare das heilige Abendmahl in der Hauskapelle der Fürstin Mititschschef.

Nach dem Gottesdienste trat Elisabeth Gagarin zu ihrem Bräutigam, reichte ihm die Hand und sah ihn mit einem Blicke an, wie sie ihn, seiner Ansicht nach, noch nie angesehen hatte.

In diesem Blicke lag Alles, was in ihrem Herzen gut und edel war; dieser Blick schien ihm zu sagen: „Du kannst Dich auf mich verlassen, ich bin jetzt gesund.“ Er drückte ihre Hand und sah ihr heiter und voll Vertrauen in die Augen, als wollte er ihr sagen, daß kein Schmerz sich mehr in ihm regte.

Marie sah eben so friedlich aus, wie Tags zuvor. Ihre weiße Kleidung erhöhte noch den Ausdruck heiliger Unschuld und Sanftmuth, der ihr ganzes Wesen verklärte. Der Abglanz dieser Schönheit fiel sogar auf ihren Bräutigam und verlieh ihm das Aussehen, als sei er fähig, den Ernst des Lebens zu verstehen.

Die Fürstin Mititschschef, in einem prachtvollen Kleide von blauem Sammet, war bei der heiligen Handlung zugegen und hatte ihr Kirchengesicht angelegt, wie Militärpersonen zu jeder Gelegenheit die dazu passende Uniform anlegen.

„Nun, meine Kinder,“ sagte Fürst Swätosarof, „was werden Sie nach der Hochzeit unternehmen? Sie werden doch nicht hier bleiben? Knätschna, was ist Ihre Ansicht?“

„Ich weiß nicht, das wird von meinem Manne abhängen,“ antwortete diese lächelnd.

„Und Sie, Elisabeth?“ fuhr Fürst Swätosarof fort.

„Fragen Sie Ihren Neffen,“ antwortete Elisabeth.

„Das heißt, was der Mann will, will auch die Frau; vortrefflich. Nun, was sagen denn nun die Herren?“

„Wer? Ich?“ begann Gontsijn. „Ich erwarte die Befehle der Knätschna.“

„Und Du wartest auf Lisas Befehle,“ wendete Swätosarof sich an seinen Neffen. So bleibt Alles im Nebel.“

„Warum im Nebel?“ entgegnete Elisabeth. „Wenn ich die Frage entscheiden soll, so habe ich schon entschieden. Wir nehmen Billete der Nikolajewski'schen Bahn, dann Billete der Moskau-Kurskischen Bahn und fahren nach Rumänzowo, dem Gute Sr. Durchlaucht, um dort den Frühling zuzubringen. Sind Sie damit einverstanden, Sergei?“

„Ist das ernstlich Ihr Wunsch?“ fragte ihr Bräutigam.

„Ich hoffe, auch der Ihrige,“ antwortete sie, ein wenig schmollend. „Ich denke, es ist Zeit, im Ernste zu sprechen.“

„Wie, wir fahren nach der Hochzeit nach Rumänzowo, gleich nach der Hochzeit?“

„Das ist ja unmöglich!“ rief die Fürstin Mititschschef.

„Wenigstens einen Monat braucht man, um dort Alles in neue Ordnung zu bringen.“

„Ich weiß nicht, was Lisa meint, erwiderte Fürst Sergei, „meiner Ansicht nach können wir mit der alten Ordnung ganz gut auskommen, Mama.“

„Unmöglich!“ erklärte die Fürstin.

„Nun, ist es entschieden, werden Sie in den Tod fahren?“ fragte Fürst Swätosarof lächelnd.

„Wir fahren,“ antwortete Elisabeth bestimmt.

Elisabeth ging an's Clavier und ihre Finger entflochten diesem die Töne der Schumann'schen Vieder, die Sergei an Herbstabenden in Simakowo so gern gehört hatte.

Eine halbe Stunde später saß sie mit ihrem Bräutigam etwas abseits auf einem kleinen Sopha.

„Ich werde also morgen nach Rumänzowo schreiben

und befehlen, daß man uns erwarte; — welchen Tag soll ich bestimmen?“

„Ich denke, in acht Tagen können wir abreisen.“

„In acht Tagen! O wenn Sie wüßten, Lisa, wie glücklich ich bin!“

„Ich habe mir bereits eine Eintheilung des Tages gemacht,“ fuhr Elisabeth fort. „Aufstehen wollen wir um sieben Uhr, ja?“

„Wird das nicht zu früh sein? Der Tag wird uns lang genug erscheinen.“

„Wie das lebenswürdig von Ihnen ist! Mir wird er nicht zu lang erscheinen, darüber können Sie ruhig sein; an Beschäftigung wird es mir nicht fehlen. Wenn man nur an alle die Bücher denkt, die wir lesen müssen, und dann die Wirthschaft, das Zeichnen, die Schule, das Krankenhaus.“

„Wir haben feins.“

„Dann müssen wir eins einrichten. Ich habe das Alles schon bedacht. Um das eigene Glück zu verstehen und zu schätzen, muß man die Leiden Anderer sehen, sonst wird man egoistisch; nicht wahr? Für den Winter habe ich auch schon einen Plan: eine Reise in's Ausland.“

„Wollen Sie denn nicht in Petersburg leben?“ fragte Sergei neckend.

„Ich will es wohl,“ antwortete sie lächelnd. „Sie hofften wohl, ich werde antworten: Ich will es nicht?“

„Nun, dann können wir ja ungefähr zwei Monate in Petersburg zubringen.“

„Nein, das können wir nicht. Petersburg kommt erst später an die Reihe. Erst muß ich mich bessern. Aber wie sind Sie eigentlich leichtsinnig, Sergei! Sie können Petersburg nicht leiden und ich liebe es, — warum schlagen Sie mir denn vor, nach Petersburg zu kommen?“

„Weil ich Ihnen vertraue und Ihnen gern eine Freude machen will,“ antwortete er halb ernst, halb lächelnd.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Aufmerksamkeit, aber ich will davon keinen Gebrauch machen, bis . . .“ Sie stockte.

„Bis?“ fragte ihr Bräutigam.

„Bis Sie Petersburg lieben werden,“ antwortete sie lächelnd.

„Nein, ich werde das Landleben lieben, — sind Sie damit zufrieden?“

Fürst Sergei küßte die Hand seiner Braut, wie er sie in Simakowo nach der Verlobung geküßt hatte.

„Heute war der schönste Tag meines Lebens!“ sagte er aus tiefstem Herzen.

„Warten Sie, vielleicht bringt die Zukunft noch schönere Tage!“ erwiderte Elisabeth mit reizendem Lächeln.

### XLV. Die Hochzeitfeierlichkeiten.

Der Tag der Hochzeit war gekommen. Die Vorbereitungen zu diesem Doppelfeste waren der beiden Familien Mititschschef und Gontsijn würdig.

Für den Fürsten Mititschschef war die ganze obere Etage des Mititschschef'schen Hauses ganz neu und mit standesgemäßem Luxus eingerichtet worden. Wie gebräuchlich, wurde das Schlafzimmer auf Kosten der Gagarins eingerichtet, aber die Anordnungen in Betreff desselben hatte die Fürstin selbst übernommen. Außerdem hatten sie und Fürst Swätosarof, ihr Bruder, der Braut 25 000 Rubel geschenkt, damit ihre Aussteuer dem Stande ihres Bräutigams angemessen sei.

Hundertundfünfzig Personen sollten eingeladen werden, aber Sergei erklärte entschieden, nicht mehr als fünfzig haben zu wollen. Die Fürstin versuchte es dreimal, ihrem Sohn

klar zu machen, seine Heirath sei eine öffentliche Begebenheit, die die ganze Gesellschaft angehe, aber sie mußte sich zuletzt seinem Willen fügen.

Zu den auf der Liste der Einzuladenden ausgestrichenen Namen gehörte auch der der Gräfin Trubekoi. Dagegen fügte Sergei den Dalmaschi hinzu, obgleich die Fürstin meinte, un petit médecin habe bei der Hochzeit eines Mitischtschef nichts zu schaffen.

Die Aussteuer der Knächina Marie war staunenerregend sowohl durch die Pracht als durch die Zahl der sie bildenden Gegenstände. Pelze hatte die Fürstin nicht weniger als fünf für nötig erachtet. Sammetkleider waren zwölf besorgt worden, Morgenkleider oder Schlafrocke aus theurem Cachemir sechs, Ballkleider zwei Duzend, Coiffuren drei Duzend u. s. w. Brillanten und andere Schmuckachen hatte man für zweihunderttausend Rubel zu der Aussteuer hinzugefügt, und alles Das für Marie, die, einer sonderbaren Laune des Schicksals zufolge, die Familien benediete, in denen die Hausfrau selbst auf den Markt geht, um ihre Wirthschaftsvorräthe zu kaufen. Fürst Gonizgin hatte seine Wohnung in der Beletage eines großen Hauses auf der Bolschaja Morskaja auch mit außerordentlichem Luxus eingerichtet, nur mit dem Unterschiede, daß, während die Mitischtschefs Alles mit baarem Gelde bezahlten, er sich das Geld auf Wechsel leihen mußte, denn seine großen Güter, welche 7000 Dessjätinen Land in den fruchtbarstem Gouvernements Rußlands enthielten, befanden sich in einer solchen Unordnung, daß sie ihm nur einen geringen Ertrag brachten, der fast ganz zu der Bezahlung der Zinsen seiner Schulden aufging.

Einen Tag vor der Hochzeit kam Fürst Swätosarof zu ihm und verlangte von ihm ein Verzeichniß seiner Schulden, da er nicht wolle, daß seine Nichte, die er liebe wie eine Tochter, einen Mann heirathe, der von seinen Gläubigern abhängt. Anfangs zierte sich Gonizgin, leugnete Schulden zu haben und suchte den Fürsten Swätosarof mit hochtönenden Phrasen abzuweisen; Letzterer beharrte indeß bei seinem Verlangen.

Diese Schulden beliefen sich auf ungefähr hundertundfünfzigtausend Rubel.

„Andere Schulden als diese haben Sie nicht?“ fragte Fürst Swätosarof.

„Nein, nicht einen Kopelen.“

„Auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort.“

„Schön. Erlauben Sie mir, sie zu bezahlen.“

„Wie, alle meine Schulden?“

„Ja, bis zum letzten Kopelen, und da ich nichts zu thun habe, werde ich Ihre Güter verwalten, während Sie ein Staatsamt bekleiden; ich werde aus Ihren Einkünften das, was Sie mir schuldig sein werden, bezahlen und Ihnen jährlich zwanzigtausend Rubel geben, bis die Schuld getilgt ist, — sind Sie damit zufrieden?“

„Wie, Sie wollen mir noch zwanzigtausend Rubel jährlich geben! Meine Güter tragen mir ja fast gar nichts ein.“

„Das kommt daher, weil Sie sich mit Staatsgeschäften befassen und nicht mit der Verwaltung Ihrer Güter.“

Gonizgin umarmte den Onkel seiner Braut in stürmischer Freude.

„Aber vergessen Sie nicht, Fürst, daß Sie mir versprochen haben, für Mariens Glück zu leben. Wenn Sie sie hintergehen, wenn es sich erweist, daß Sie sie um ihres Vermögens willen geheirathet haben, wenn Sie sie nicht lieben, dann — nehmen Sie es mir nicht übel, — dann erschieße ich Sie, wie man ein tolles Thier erschießt, — das verspreche ich Ihnen auf mein Ehrenwort, und mit einem Ehrenworte scherze ich nicht.“

Gonizgin stürzte sich noch einmal in die Arme seines zukünftigen Onkels. Er versprach betheuernd, für das Glück seiner Frau leben zu wollen.

Marie und Elisabeth feierten am Abende vor der Hochzeit ihren Polterabend; einige Altersgenossinnen der Ersteren aus vornehmen Familien waren von der Fürstin zu diesem Feste eingeladen worden und die Vergnügungen beschränkten sich auf den Genuß von Thee, Gefrorenem, verschiedenen Getränken und auf steife Gespräche.

Olga Gagarin wollte den Abend auf ländliche Weise feiern und stimmte mit heller Stimme ein für dergleichen Gelegenheiten passendes russisches Lied an, aber die Fürstin erschien nach den ersten Tönen desselben, um zu sagen, das passe sich nicht, man dürfe sich vor den Leuten des Hauses nicht compromittiren. Gonizgin und Sergei feierten ihrerseits den Polterabend durch ein Souper bei Duffot; dieses Souper war sehr lustig. Es wurde dabei sehr viel Champagner getrunken; Gonizgin mußte von seinen Kameraden nach Hause gebracht werden, nachdem er drei Reden gehalten hatte, die erste über die Ehe im Allgemeinen, die zweite über die Freuden des Familienlebens und die dritte über die Pflichten eines Ministers. Diese letztere endigte er mit der Behauptung, man müsse von Staatswegen alle Hagetolzen in's Gefängniß setzen und sie aller Rechte verlustig erklären.

Am Morgen des Hochzeittages begab sich Marie mit Anastasia in ihr Ayl und verbrachte dort zwei Stunden mit ihren kleinen Pfinglingen, indem sie sich mit ihnen unterhielt, ihnen aus dem Evangelium vorlas, Geschenke und Geld unter sie vertheilte. Sie war sehr heiter und kam kurz vor der Messe nach Hause. Bald nach ihrer Heimkehr trat die Fürstin in ihr Zimmer, um mit ihr über die Wichtigkeit dieses Tages zu sprechen.

„Ich komme,“ sagte sie in französischer Sprache, „um mit Dir über Deine neuen Pflichten zu sprechen. Du hast gesehen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, damit Deine Aussteuer des Hauses, aus dem Du stammst, und des Hauses, in welches Du eintrittst, würdig sei. Ich brauche Dich nicht zu ermahnen, eine gute Frau zu sein; Du bist immer eine gehorsame Tochter gewesen und ich bin überzeugt, Du wirst eine gute Frau sein, wirst alle Deine häuslichen Pflichten erfüllen. Nur das macht mir Sorge, daß Du Deine Pflichten der Welt gegenüber nicht zu erkennen scheinst; darin, meine liebe Tochter, mußt Du Dich ändern. Ich habe es Dir schon gesagt, eine Fürstin Gonizgin, geborene Fürstin Mitischtschef, kann ihre Verbindungen mit der Welt nicht abbrechen. Das ist nicht möglich und wäre unrecht. Du mußt in der Welt leben, denn Dein Gatte ist dazu berufen, eine Rolle in derselben zu spielen. An Deinem Bruder darfst Du Dir in dieser Beziehung kein Beispiel nehmen; ein Mann darf sich schon eher Sonderbarkeiten erlauben, er bleibt doch was er ist: der Fürst Mitischtschef. Aber Du kannst Dir nichts erlauben, was der Stellung Deines Gatten schaden könnte. Das ist mein Wunsch und meine letzte Bitte. Que Dieu vous bénisse, mon cher enfant!“

Hiermit schloß die Fürstin ihre Rede und segnete ihre Tochter dreimal. Ihr Gesicht hatte zu dieser Gelegenheit die Uniform feierlichen Ernstes angelegt, einige Feuchtigkeit in den Augen gehörte auch zu derselben. Marie hatte die Worte ihrer Mutter ruhig und aufmerksam angehört und machte sich innerlich Vorwürfe darüber, daß dieselben durchaus keinen Eindruck auf sie hervorbrachten. „Ich bin wie versteint,“ sagte sie zu sich selbst, als ihre Mutter fortgegangen war, „es ist mir, als rüfete ich mich zu einer Reise, sonst empfinde ich gar nichts.“

Wie ganz anders war es bei Gagarins. Frau Anna war von all der Aufregung, den Sorgen, dem Schmerz, sich von ihrer Lisa trennen zu müssen, ganz überwältigt. Fast die ganze Nacht brachte sie im Nachdenken über Elisabeth und deren Schicksal und im Gebete zu. In dem Zimmer neben dem ihrigen betete die treue Fina Trofimowna.

Nach der Messe, am Tage der Hochzeit, rief sie ihre Tochter in ihr Zimmer und sprach zu ihr: „Ich habe Dich erzogen so gut ich konnte. Böses habe ich Dich nicht ge-

lehrt. Wie Gott es mir in's Herz gab, habe ich gehandelt. Du hast einen braven, rechtschaffenen Charakter, aber Du weißt selbst, wie heftig Du bist und wie leicht Du Dich hinreißen lässest. Von morgen an beginnst für Dich ein ganz neues Leben. Du wirst viel freier sein als jetzt, aber vergiß nicht, daß Ihr, Du und Dein Mann, stets einig sein müßt. Vergiß nicht, mein Herzenskind, daß diese Einigkeit Dein Werk sein muß. Erst der Wille des Mannes, dann der Wille der Frau. Wo eine Meinungsverschiedenheit vorkommt, ist es Deine Pflicht, nachzugeben. So lebten wir, Dein Vater und ich und wir waren, Gott sei Dank, immer glücklich. Du weißt selbst, wie viele Mißverständnisse es in diesen zwei Wochen zwischen Euch gegeben hat. Oft warst Du schuld daran. Du gabst Dich dem Rausche des Vergnügens hin, Du warst eigensinnig, reizbar, so entstanden Zwistigkeiten zwischen Euch. Den Geschmack Deines Bräutigams kennst Du. Er liebt das Petersburger Leben nicht. Wenn Du Deinen Mann wirklich liebst, wird Gott Dir die Kraft geben, gegen Deine eigenen Launen anzukämpfen, und die Fähigkeit, die Wünsche Deines Mannes zu erkräften, ehe er sie ausspricht. Die Hauptsache ist — die Liebe zu Deinem Manne, dann wird sich alles Andere von selbst finden. Und in den Augenblicken der Versuchung erinnere Dich daran, daß Deine Mutter Dich gelehrt hat zu beten und Gott um Hilfe anzurufen.“

Elisabeth weinte. Ihre Mutter umarmte sie zärtlich; sie hielten sich lange umfaßt; dann kniete Frau Gagarin vor dem Heiligenbilde nieder, betete, nahm dann das Bild und segnete ihre Tochter mit demselben und heißen Thränen, das heiligste Weihwasser, fielen auf das Bild.

Während dies hier geschah, war Fürst Swätoslarof in das Zimmer seines Neffen eingetreten. „Sergei, mein Freund.“ jagte er, „ehe ich Dich in Gegenwart der Gäste segne, will ich Dich unter vier Augen segnen, im Namen Deines Vaters. Ich freue mich, daß ich es mit ruhigen Herzen thun kann, denn ich glaube, Du kannst mit Deiner Frau glücklich leben. Aber ich wiederhole Dir noch einmal: Dein Glück wird von Dir selbst abhängen. Du mußt der Herr sein, darauf kommt Alles an. Du mußt Deine Frau leiten mit dem Verstande und mit dem Herzen. Auf Kleinigkeiten darfst Du nicht halten, darfst niemals mürrisch sein, sondern immer geduldig, nie außer Dir, denn sobald Du Deine Kaltblütigkeit verlierst, wirst Du aufhören Herr im Hause zu sein. Gib Deiner Frau die Freiheit, ihre Meinung zu sagen und sogar Dummheiten zu machen, halte sie nicht auf halbem Wege oder bei einem halben Worte an. Ist die Dummheit geschehen, dann tritt in Dein Amt ein und lehre Deine Frau ihre Dummheit selbst richten, aber freundlich, sanft und mit voller Selbstbeherrschung. Ohne Zweifel wird Dir Deine Frau viel zu schaffen machen, aber denke immer an sie und vergiß Dich selbst so viel als möglich. Nur sei niemals zu nachgiebig und demüthig; sie muß fühlen, daß Du Eisen in Dir hast. Gott behüte Dich davor, Dich vor ihr zu erniedrigen oder ihre Günst zu suchen, dadurch könntest Du ihr mit einem Male widerwärtig werden. Du mußt Dich immer über ihr fühlen und nie zeigen, daß Du von ihr abhängst; mit einer Frau wie Liza ist das unumgänglich nothwendig. Und — vorausbedenken muß man ja Alles — bemerkst Du, daß sie für einen Andern Neigung empfindet, so gerathe weder in Verzweiflung, noch in Wuth, besonders lasse nicht zu, daß sie in einer solchen Neigung den Reiz einer verbotenen Frucht finde. Meiner Ansicht nach hast Du nichts zu fürchten. Sieh der Gefahr müthig in's Gesicht und erkläre Deiner Frau, Du werdest den Zuschauer ihres Romans mit Diesem oder Jenem abgeben. Das Experiment ist freilich kühn und gewagt, aber ich bin überzeugt, es würde gelingen. Oft bedarf es nur eines Wortes, eines Blickes, um eine Frau zu beeinflussen, es kommt nur auf den rechten Moment an. Die Hauptsache, mein Lieber, ist Charakter.“

„Ja, aber wie Viele haben Charakter?“ wandte Sergei ein.

„Eben darum sind auch so Wenige glücklich! Charakter haben ist nicht schwer; man muß sich nur beherrschen können. Und jetzt, mein Freund, laß mich Dich segnen.“

Das Ceremoniell bei den Hochzeitfeierlichkeiten hatte die Fürstin Wittitschschef folgendermaßen bestimmt: Um acht sollte die Trauung Sergeis mit Elisabeth beginnen. Die Braut sollte in einer Paradekutsche mit einem rothen, goldgestickten Boche, welche die Fürstin eigens zur Hochzeit bestellt hatte, fahren. Die Kutsche sollte mit vier Pferden lang bespannt sein und zwei Diener in Vivreepelzen hintenauf haben.

Der Brautvater des Bräutigams war Fürst Swätoslarof, die Brautmutter, auf Sergeis Bitte, die Gräfin Bobrofski. Die Marschälle des Bräutigams waren drei seiner ehemaligen Regimentskameraden, die Marschälle der Braut deren Bruder Wolodä und zwei Offiziere der Chevaliergarde, mit denen dieser Freundschaft geschlossen hatte. Der Brautvater der Braut war Graf Lanza, ihre Brautmutter die Fürstin Biboli.

Die Trauung des Fürsten Gonizhin und der Knäschna Wittitschschef sollte unmittelbar auf die erste Trauung folgen. Die Fürstin wünschte, daß die Paradekutsche Gonizhins der ihres Sohnes ganz ähnlich sei. Als man ihr vorstellte, dieselbe Kutsche könne Beiden dienen, antwortete sie, der Abstand verlange zwei Kutschen.

Der Brautvater des Fürsten Gonizhin war Fürst Worodinski, seine Brautmutter dessen Gemahlin, die Fürstin Worodinski, eine entfernte Verwandte des Bräutigams. Seine Marschälle waren drei Flügeladjutanten. Der Brautvater der Knäschna war ihr Bruder Sergei und ihre Brautmutter ebenfalls die Gräfin Bobrofski.

Um sieben und dreiviertel Uhr begannen die Gäste sich zu versammeln und um sieben Uhr fünfundsünfzig Minuten trat Elisabeth in die Kirche ein. Bei ihrem Erscheinen entstand ein Flüstern der Bewunderung unter den Anwesenden. Elisabeth war in der That wunderbar schön, obgleich sie blaß ausah und viel geweint hatte, als sie von ihrer Mutter, ihrer Schwester und Tina Trofimowna Abschied nahm.

In diesem Augenblicke hatte man sich an Suchotin erinnert. „Wo ist Suchotin?“ fragten Alle, aber er war nicht zu finden und kam am Tage der Hochzeit nicht zum Vorschein. Auch in der Kirche war er nicht, obgleich man ihn eingeladen hatte.

Um acht Uhr trat Sergei im schwarzen Frack und mit weißer Halsbinde in die Kirche. Er war der einzige Civilist unter all den glänzenden Uniformen.

„Wie häßlich ist es, zu seiner Hochzeit im Frack zu erscheinen,“ sagte eine von den grandes dames; das ist so bürgerlich!“

„Er hätte sollen in den Dienst eintreten,“ meinte eine andere. „Meiner Ansicht nach ist ein Mann ohne Uniform nur ein halber Mensch!“

Die Trauung vollführte Vater Soan, die Handlung verlief einfach und würdig. Nur als Vater Soan die Hände des Brautpaares nahm, um sie an das Betpult auf den Teppich von rosa Atlas zu führen, reckten alle Damen den Hals in die Höhe, um zu sehen, ob er oder sie den Fuß zuerst auf den Teppich setzen werde.

„Sie hat zuerst den Fuß darauf gesetzt,“ flüsterten die Damen untereinander.

Als die Trauung vorüber war, traten die Neuvermählten an die Heiligenbilder, berührten sie mit den Lippen, küßten einander dreimal und näherten sich dann der Fürstin. Diese küßte beide auf die Stirn und sagte: „Je vous félicite, mes chers enfants!“ Dann wandte sie sich an Elisabeth und sagte auf die Stelle neben sich zeigend: „Princesse, votre place est ici.“

Fürst Sergei und die Gräfin Bobrowski eilten dann aus der Kirche, um die Knäschna zu segnen.

Diese war bereit. Sie war ungewöhnlich blaß, aber ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz. Während des Ankleidens sah man ihre Hände zittern. Anastasia stand wie betäubt in einer kleinen Entfernung hinter ihr. Sie weinte nicht und sprach nicht, sie war wie versteinert.

„Ich bin fertig,“ sagte Marie lächelnd, als man ihr die Ankunft ihres Bruders meldete. Dann warf sie einen Blick auf ihren Heiligenschein und sagte, man möge ihre Heiligenbilder gleich in ihr neues Haus bringen. Sie ging darauf in den Salon, wo ihr Bruder und die Gräfin auf sie warteten. Als sie ihren Bruder erblickte, warf sie sich in seine Arme, aber das Wort: „Ich gratulire,“ erstarb auf ihren Lippen, die Aufregung hatte sie überwältigt. „Gott wird Dir Glück senden,“ flüsterte sie endlich, sich aus seiner Umarmung losreisend. Serges Augen füllten sich mit Thränen, aber Marie weinte nicht.

Nach dem Segen begab sie sich mit den von ihr Eingeladenen in die Kirche.

„Wie ist sie bleich!“ flüsterten die in der Kirche Anwesenden.

Zehn Minuten später erschien der Bräutigam. Was die Knäschna in diesen zehn Minuten empfand, wußte Niemand, denn sie stand da wie eine Bildsäule, mit niederschlagenden Augen.

Als Vater Joan sich zu der Braut niederbeugte, um sie zu fragen, ob sie keinem andern Mann Treue gelobt habe, war es ihr, als erwache sie aus einem schweren Traume. Ihr Blick schweifte durch die ganze Kirche und fiel auf Dalmaszki; die ganze Kirche schien in einem Lichtmeere zu schwimmen; dann wurde Alles dunkel, ihre Augen schlossen sich, sie wankte und wäre zu Boden gefallen, wenn Sergei nicht herbeigesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Alle in der Kirche Anwesenden waren auf das Peinlichste berührt.

Vater Joan erblaßte. Der Bräutigam stand da wie vom Blitze getroffen. Die alte Fürstin allein verlor die Geistesgegenwart nicht. „Ce n'est rien, eine einfache Ohnmacht,“ murmelte sie.

Doctor Dalmaszki eilte herbei. Er zerriff schnell das Kleid auf der Brust der Knäschna, um ihr das Athmen zu erleichtern, und legte sein Ohr an ihr Herz.

„Die Kranke ist in Lebensgefahr,“ sagte er mit bebender Stimme; „bringen Sie sie rasch nach Hause!“ Ein Angstschrei ließ sich vernehmen; er kam von der treuen Nastä.

Die Hochzeit der Knäschna mußte selbstverständlich aufgeschoben werden.

Fürst Sergei war mit Elisabeth Gagarin vermählt.

#### XLVI. Nach der Hochzeit.

Man kann sich leicht vorstellen, welch eine trübe Wolke für alle Angehörigen des Wittichscheschen Hauses den Himmel verdeckte, seit die Trauung der Knäschna auf so unerwartete Weise unterbrochen worden war. In allen Salons der vornehmen Welt Petersburgs bildete diese Begebenheit das Hauptthema des Gesprächs. Das junge Wittichschesche Ehepaar wurde durch dieses Unglück der heiteren, wolkenlos glücklichen Tage beraubt, die unmittelbar nach der Hochzeit einzutreten pflegten. Fürst Gonizina war wie betäubt. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß nicht nur der Gedanke, die glänzende Partie, auf die er gerechnet hatte, könne nicht zu Stande kommen, ihn betrübte; er hatte ange-

fangen Liebe und Achtung für seine Braut zu empfinden und sein Herz war daher nicht ganz unbetheiligt bei dem schmerzlichen Vorfall.

Die Fürstin Wittichschesche erklärte vor aller Welt: „Es ist nichts von Bedeutung, es wird vorübergehen; wir werden nur die Hochzeit bis nach Ostern aufschieben.“ Die Thatsachen bestritten indes diese Erklärung, denn die unglückliche Braut war sehr krank.

Als man sie in ihrem Brautschmucke auf ihr Bett gelegt hatte, blieb sie noch lange ohne Bewußtsein. Sie war wie scheidend. Dalmaszki ließ ihren Puls gar nicht aus seiner Hand, er bat, andere Aerzte zu einer Consultation herbeizurufen, da er sich den Zustand der Kranken nicht zu erklären wisse.

Gegen Mitternacht schlug die Kranke die Augen auf und ließ ihren Blick von einem der Anwesenden zum andern gleiten. Ihr Bruder, ihr Onkel, ihre Mutter, Olga, Gonizina und die treue Nastä standen an ihrem Bette. Als ihr Blick auf ihren Bräutigam fiel, schien sie sich an das Vorgefallene zu erinnern und begann zu schluchzen.

„Verzeihen Sie mir!“ flüsterten ihre bleichen Lippen kaum hörbar, und man sah, daß sie sich bemühte, ihm ihre Hand zu reichen, aber die Hand gehorchte ihrem Willen nicht, — sie war gelähmt.

„Ich kann nicht,“ flüsterte die Knäschna.

Alle waren von Entsetzen ergriffen. Dalmaszki wurde tobtenebleich, denn er hatte diese schreckliche Thatsache nicht erwartet. Gonizina war in diesem Augenblicke vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben natürlich. Der Stimme seines Herzens folgend, ergriff er die Hand seiner Braut und bedeckte sie mit Küssen, während eine Thräne nach der andern auf sie niederfiel. Marie wiederholte immer nur das eine Wort: „Verzeihen Sie mir!“

Die Fürstin konnte diesen Anblick nicht mehr ertragen, sie entfernte sich in's Nebenzimmer und ging hier auf und nieder. Fürst Swätosarof folgte ihr, warf sich auf einen Lehnstuhl, ergriff seinen Kopf mit beiden Händen und weinte.

Vater Joan stand seit mehreren Stunden leise betend an dem Heiligenschein der Knäschna.

Um Mitternacht kamen die uns schon bekannten medicinischen Professoren Petersburgs; sie besichtigten die Kranke lange gemeinschaftlich mit Dalmaszki und fällten dann ein sehr betrübendes Urtheil, welches dahin lautete, daß die ganze rechte Seite gelähmt sei. Ob dieser Zustand ein vorübergehender oder ein bleibender sei, glaubten sie vor Ablauf einiger Tage nicht bestimmen zu können. Wie immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, empfahlen sie vollständige Ruhe und Vermeidung jeder Aufregung und meinten, die Krankheit sei durch einen heftigen Gehirnkrampf verursacht worden; augenblickliche Lebensgefahr sei nicht vorhanden.

Bald darauf schlief Marie ein. Olga, Nastä und Fürst Swätosarof blieben die Nacht bei ihr.

Die Fürstin segnete ihre Tochter mit dem Zeichen des Kreuzes, näherte sich Vater Joan, um seinen Segen zu empfangen, sagte ihm: „Weten Sie für uns!“ und verließ das Zimmer, nachdem sie sich von Gonizina mit den Worten: „Ich hoffe, wir werden nach Ostern die Hochzeit feiern können,“ verabschiedet hatte.

Vater Joan trat auch an das Bett der Schlafenden, betrachtete den sanften, friedlichen Ausdruck ihres Gesichtes mit einem Blicke innigen Verständnisses, segnete sie dreimal mit dem Zeichen des Kreuzes und sagte leise: „Gott, mein Gott, segne Du den Schlaf Deiner Dienerin, laß ihn der Heilung ihres Körpers und ihrer Seele dienlich sein!“

(Fortsetzung folgt.)





**Im Land, wo die Zitronen blühen.**

Original-Zeichnung nach einem Gemälde von Albert Rieger.

(Siehe Seite 575.)

## Vom Warten.

Eine Plauderei von Constanze Dehmann.

Von allen Thätigkeitswörtern der deutschen Sprache ist mir das Wörtchen „warten“ das verhassteste. Sobald ich es höre, überläuft mich eine Art Gänsehaut, wie es bei vielen Menschen beim Anhören von Gespenstergeschichten der Fall sein soll, und eine Fülle der unangenehmsten Vorstellungen drängt sich meinem Hirn auf.

Da versetze ich mich zunächst in das Wartezimmer des Zahnarztes. Einige schlaflose Nächte und schmerzerreiche Tage haben mich endlich den heroischen Entschluß fassen lassen, „den Bringer bitterer Schmerzen“ von meinem gefühlvollen Ich gewaltsam zu trennen, und mit ganz ungewöhnlichen Herzklopfen habe ich mich zur Verwirklichung dieser löblichen Absicht auf den Weg begeben. Da sitze ich nun an dem mit Bildern und Büchern belegten Tische des Vorzimmers und habe in meiner neuerwachten Hohenherzigkeit nicht einmal die geistige Kraft, meine Gedanken durch diese Zerstreuungsmittel von den Dingen, die da kommen sollen, ablenken zu lassen. Ja, wenn nur das Warten nicht wäre! Ich hatte doch so viel Muth, als ich herkam, und nun! — Au liebsten ergreife ich das Hosenpanier. Das aus dem anstößenden Zimmer zu mir dringende Geräusch dient auch nicht dazu, die auf <sup>99</sup> gesunkene Temperatur meiner Lebensgeister zu heben. Dieses Rässeln, Feilen, Stöhnen, und nun der Schrei! — Nein, ich habe wirklich keinen Schmerz mehr, ich will's doch lieber heute ganz lassen!

Die Geschichte erzählt uns haarsträubende Dinge von den Folter- und Warterwerkzeugen, welche die irdische Gerechtigkeit im Mittelalter zur Besserung und Bekehrung des gesunkenen Menschengeschlechtes erfinden hatte. Da hören wir von eisernen Jungfrauen, Warterrossen, Daumenschrauben und ähnlichen liebenswürdigen Instrumenten. Doch auch die moderne Menschheit hat die Daumenschrauben noch nicht ganz verworfen. Oder wie sollte man die Folterqualen bezeichnen, welche den Armen auferlegt worden, die ein Examen zu bestehen haben? Mit Kreuz- und Querfragen wird der bedauernswerthe Examinand betäubt und gepeinigt, und hat er sich nun glücklich durchgeantwortet, da beginnt die Folter des Wartens für ihn. Die würdigen Inquisitoren ziehen sich zur Berathung zurück, und eine qualvolle Viertel- oder halbe Stunde beginnt. Jede Minute scheint die doppelte Anzahl der Sekunden zu haben, bleiern liegt es auf den Gemüthern und die Zeiger der Uhr rücken nur träge von der Stelle. Endlich! Noch ein verstärktes Herzklopfen und — das Urtheil ist gesprochen.

Hat nun der Jüngling dies überstanden, dann beginnt für ihn die eigentliche Lehre und Studienzeit — des Wartens.

Der junge Arzt, stolz auf die mit Auszeichnung bestandenen Staatsprüfungen, läßt sich in einer mittleren Provinzialstadt nieder, wo er, mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgerüstet und mit den neuesten Heilverfahren bekannt, wahre Wunderkuren zu vollführen hofft. Sein großes glänzendes Schild vor seiner Wohnung und ein Injerat im Stadtblätchen machen die Mitwelt mit seinem Dasein bekannt. Ein

Diener ist auch bereits engagirt, um die Hülfeisenden in das elegant eingerichtete Wartezimmer zu führen. Doch wo bleiben diese? Wenn nicht ein Wäckerjunge, ein „armer Reisender“ oder der Briefträger seine Klingen zuweilen in Bewegung setzen, so wäre diese wirklich das ungezogenste Ding der Stadt. Und was thut der junge Doctor? Nun, er wartet! Er wartet vor und nach seinen Sprechstunden, er wartet von Morgens bis Abends. Dieses eintönige und wenig einträgliche Geschäft unterbricht er nur für kurze Zeit, um sich die nöthige Bewegung zu machen und mit dem unentbehrlichen Doctorstod bewaffnet eifertig durch die Straßen zu gehen, um seine lieben Nächsten glauben zu machen, die Zahl seiner Patienten und deren lebensgefährliche Erkrankungen machten diese Eile durchaus nothwendig.

So manchen älteren Arzt überläuft's wohl noch kalt, wenn er an diese Warte- resp. Warterzeit zurückdenkt, und wie mancher Jünger Aesclusapuls befindet sich heute in der geschilberten Lage!

Heut hat sie ihren achtzehnten Geburtstag, sie steht in ihres Lebens Renne. Wie rosig malt sie sich ihre Zukunft aus, wie sonnig lacht und schön ist die Welt! Ihre Freundin Clara ist zwar schon verlobt, aber lange wird es wohl auch nicht mehr dauern, bis sie selbst ihr Ideal verkörpert findet, bis sie „Ihu“ gesehen, „Ihu, den Herrlichsten von Allen“. Sie wartet gern, denn sie ist ja noch so jung. Aber ein Jahr nach dem andern verfreicht die meisten ihrer Jugendfreundinnen sind glückliche Frauen und Mütter, und sie wartet noch immer, nicht mehr mit derselben Hoffungsfreudigkeit, sondern schon mit innerer Angst, denn der Spiegel sagt ihr unerbittlich: „Jetzt oder nie!“ — Hat sie nicht die Bitterkeit des Wartetelches bis auf die Reige gekostet, wenn sie sich endlich sagen muß: Es ist vorbei, das Glück ist bei meiner Thür vorbeigegangen, ich bin um meine Jugend, um mein Leben betrogen, ich habe umsonst gewartet? —

Es ist eine einsame Stelle im Stadtparke; so lauschig und verschwiegen, wie für Liebende geschaffen. Mit hastigen Schritten lacht ein junger Mann auf und nieder, alle fünf Minuten die Uhr hervorzuziehen und dabei immer wachsende Anzeichen seiner Ungeduld verathend. „Am 6 wollte Hedwig hier sein, sie versprach es mir hoch und theuer, und nun ist es bald 7. Die Teufel! Nein, jetzt gehe ich, ich will nicht länger ihr Narr sein.“ Doch da kommt eilig ein junges, liebliches Mädchen den Gang herauf, und als er sie sieht, da weiß er nicht mehr, wie zornig und ungeduldig er war, er sieht nur noch die Geliebte, hat nur Augen für ihr süßes Gesichtchen und hat die Vorwürfe, die er ihr zugehacht, vergessen; denn er hat ja nicht umsonst gewartet!

Das Warten ist eine Pein, es ist eine Qual; und doch, wäre uns das Erreichte stets so werth und so hoch willkommen, wenn es uns zugeflogen käme und wir nicht erst lange danach streben, bangen, hoffen und harren müßten?

## Weiße.

Ich bin kein Kind des schönen Glücks,  
Kein Klang steht mir zur Wahl!  
Ich brücte mich nicht eitlen Blicks  
Mit holzer Ähnen Bah!

Voll Prunk nicht meine Wiege war  
Im schlichten Kämmerlein!  
Mich wiegte keine Dienershaar,  
Nein, nur mein Mütterlein.

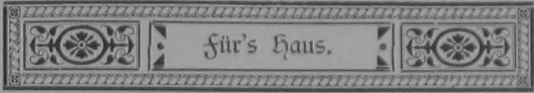
Und Rosen säumten nicht den Schritt  
Auf meinem Lebenspfad,  
Doch wo ich ging und wo ich streift,  
Mein Fuß auf Dornen trat!

— Da sah' ich Dich — und wie ein Stern  
Durchstrahlst Du meine Nacht, —  
Und gold'ne Hoffnung mir von fern  
Aus Deinem Auge lachst.

Du goldner Stern, Du süßes Licht,  
O birg nicht Deinen Schein!  
Nun ring' ich fest und wanke nicht:  
Du sollst mir Lösung sein!

Und wenn der Sturm, der mich umloft,  
Knickt meines Lebens Reis,  
So laß im Tode mir den Trost:  
„Du warst mein Ziel, mein Preis!“

**Im Land, wo die Citronen blühen.** (Mit Illustration.) Dies reizvolle Landschaftsbild des Künstlers spricht seine eigene, sehr verständliche Sprache. Es ist aber auch ganz dazu geschaffen, Propaganda zu machen für eine Reise nach den schönen Gefilden Italiens, wo, im dunklen Laub die Goldorangen glühn, wo die Myrthe duftet, die Nachtigall süß schlägt und die Rose herrlicher ihre Pracht entfaltet. Wohl denen, welchen materielle Mittel solchen Hochgenuss möglich machen! Doch gibt es ja leider noch Viele, die nach dem fernem Süden nur mit Auge und Phantasie wandern können. Der Sinn und die Sehnsucht nach Gottes schöner Natur ist oft gerade in solchen um so größer. Auf diese nicht Auserwählten wird die Wirkung unseres Bildes gewiß unsehbar sein.



**Kühlung der Krankenzimmer.** Ein französischer Arzt, Dr. Martin, läßt zur Abkühlung der Krankenzimmer die weitgeöffneten Fenster mit Leintüchern verhängen, die in Wasser eingetaucht sind. Das Wasser verbraucht bekanntlich zu seinem Uebergange aus dem flüssigen in den luftförmigen Zustand Wärme. Dieser Wärmeverbrauch ist im Stande, ein Eindein der Temperatur um 4 bis 5° eintreten zu lassen, während gleichzeitig die im Zimmer verbreitete Feuchtigkeit das Atmen erleichtert. Auf diese Weise kann man selbst im heissesten Sommer dem Krankenzimmer eine erfrischende Temperatur geben.

**Bunteu Kattun zu waschen,** ohne daß dessen Farbe leidet, wird in folgender Weise ausgeführt: Man bringt in einen Kessel mit heissem Wasser Weizenkeile, rührt einige Minuten um, thut dann die zu reinigenden Kattunstoffe, welche zuvor in lauem Wasser angeleudert worden, hinein und läßt unter fortwährendem Rühren eine kurze Zeit aufkochen, hierauf läßt man langsam abkühlen bis zu 25° Wärme, wäscht gut aus (wie man Wäsche wäscht) spült zweimal und ist fertig; der so behandelte Kattun wird vollständig rein und die Farben haben an Frische nichts eingebüßt.

**Ein altes Hausmittel.** Gemiegte Zwiebeln, auf Butterbrot gestrichen, befördern die Verdauung und treiben Würmer ab. Zwiebeln, auf Insektenstiche gelegt, brennt deren Schädlichkeit, mit Essig untermischt stillt er das heftigste Nasenbluten. Von einander geschnittene Zwiebeln, in Asche gebraten, auf Abscesse gelegt, bringen dieselben schnell zur Reife. Auch gegen das Ausfallen der Kopfsaare sind dieselben angeblich sehr nützlich, indem man folgendes bereitet: Man nimmt ein Liter Franzbranntwein, 1/4 Liter Wobholung von Klettenwurzel, und schneidet drei große Zwiebeln in diese Masse, die man 36 Stunden in der Wärme stehen läßt und klärt. Zweimal täglich oder einmal Abends befeuchtet man die Kopfhaut mit dieser Flüssigkeit, und bedeckt den Kopf mit einem Tuche.

**Schwärmende Bienen einzufangen.** Herr M. Schächinger giebt folgendes Mittel an: Man nehme aus einem Stode mit beweglichem Wabenbau ein mit Brut besetztes Nähnchen, auf welchem sich jedoch keine Weiselzelle befinden darf, binde es an einen Stab oder, falls der Schwarm hoch sitzt, an eine Stange und halte es einige Zeit hindurch in den Schwarm hinein. Nicht bald werden sich Bienen, und vorzugsweise auch die Königin, auf die Brutwabe begeben und können jetzt langsam abgehoben und in den für sie bestimmten Stod gebracht werden. Der verbleibende Rest wird durch die mit der Wabe weggenommenen geholt werden; letztere bilden gleichsam die Wegweiser zu der gefundenen Wohnung, ein Aukt, das bei Bienen durch die sogenannten Spurbienen ganz gewöhnlich ausgeübt wird. Haben nämlich die vor Abgang des Schwarmes vom Stode, nach Ansehen desselben aber vom Schwarmtumeln selbst abgehörten und allerorts nach einer passenden Wohnung herumtastenden Spurbienen eine solche gefunden, so thun sie dem Volke Meldung, und man kann öfter erfahren, daß ein Schwarm wie auf ein gegebenes Zeichen schamstracks einer bestimmten Wohnung zuströmt und brausend einmarschirt. Wer in Nähnchen eingebaute Waben nicht zur Verfügung hat, kann auch aus einem Stode mit unbeweglichem Baue ein Stück Brutwabe ausschneiden, es in ein Holzrähmchen mit Bindfaden gut befestigen und es zum Einfange benutzen.



**Loco.** Eine schlichte Frau aus dem Volke in Bernals schrieb eine Postkarte mit folgender Adresse: „Frau N. N., I., Hegelgasse 80, Loco.“ Der Beamte, welchem die schwierige Aufgabe zufiel, dieses Stück zu erledigen, hatte offenbar die Prüfung zum Postbedienten mit ausgezeichnetem Erfolge abgelegt. Er sann einen Augenblick nach ... Loco! Loco! Loco! ... war mit sich sehr zufrieden, als ihm einfiel, daß Loco ein kleiner Ort in der südlichen Schweiz sei, und warf die Karte in den betreffenden Postbeutel. Nichtig postierte die Karte den Arlberg-Tunnel und gelangte in die Schweiz. Der Briefträger von Loco bemühte sich vergebens, in dem kleinen Orte eine Hegelgasse mit Frau N. N. aufzufinden, und da hier offenbar ein Schreibfehler vorlag, so wanderte

die Karte mit dem nächsten Zuge nach Locarno, wo man sich nach mehrstägigem, aber erfolglosem Suchen entschloß, die Karte nach Locco am Comersee zu senden. Von hier aus reiste die Karte durch zahlreiche Ortshäuser, deren Namen mit „L“ beginnt und mit „o“ endet, bis sie endlich, nachdem sie ein halbes geographisches Perigon von Ritten abspolirt hatte, bedeckt mit Poststempeln in allen Farben, Formen und Größen, als unsehbar nach Wien zurückgeschickt wurde. Hier fand sich zum Glück ein weiser Mann, welcher den verdächtigsten Vorschlag machte, man möge die Karte in die hiesige Postkassette laden, weil vielleicht unter der Bezeichnung „Locco“ Wien verstanden sein könnte. Diese kühne Combination wurde in der That zur Ausführung gebracht und so gelangte die Karte nach einer mehrwöchentlichen Rundfahrt in die Hände der Frau N. N.

**Berliner Dienstmädchen.** In einem Vermietungs-Comptoir zu Berlin kam es vor Kurzem zu folgender interessanter Scene. Eine noch junge, verheiratete Dame wünschte ein Dienstmädchen (Mödin) und ließ sich ein solches persönlich vorstellen. Leider ist es eine schandige Sittin geworden, daß nicht die Herrschaften die Dienstpersonen, sondern Letztere die Ersteren examinieren. Die Fragen nach Anzahl der Kinder etc. werden zur Zufriedenheit der gnädigen Köchin beantwortet, auch der Lohn wird annehmbar befunden. Als aber die Wohnung in einer Querstraße vor dem Rosenhallerthore angegeben wird, wendet sich das Mädchen für Alles geringschätzig mit den Achseln zuckend ab. Gleich hat eine andere „Madame“ Audienz. Die hat zwar mehr Kinder, giebt auch weniger Lohn und giebt als Wohnung eine der früheren Scheunengassen in der Nähe der Alexanderstraße an. Gleichwohl findet sie Gnade in den Augen des Dienstboten, das Mietverhältniß wird durch Ausstellung des Scheines perfect. Die zuerst erwähnte junge Frau konnte sich nicht enthalten, ihre Verwunderung über diese plötzliche Bescheidenheit des Mädchens auszudrücken. „Ja“, antwortet diese, „Sie wohnen auch gar so entfernt von einer Kaserne, da werden Sie wohl schwerlich Eene bekommen!“

**Musikalischer Witz.** Auf einer nordischen Concertreise kam der deutsche Geigenmeister August Wilhelmj auch nach Gothenburg. Obgleich der Enthusiasmus der musikalischen Bewohner sehr groß war, so entsprach der Besuch der Concerte doch nicht den Erwartungen des Künstlers. Als er am nächsten Abend Gothenburg verließ, um nach Kopenhagen zu reisen, war der Perron der Eisenbahn von einer großen Menge Menschen erfüllt, um von dem großen Künstler Abschied zu nehmen. Als der Zug sich endlich in Bewegung setzte, sagte Wilhelmj zu einem seiner Freunde: „Wenn ich das nächste Mal nach Gothenburg komme, werde ich mein Concert auf dem Perron geben!“

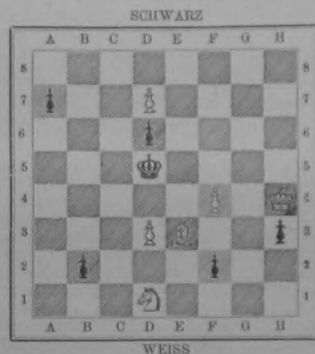


**Schach.**

Redigirt von Johannes Mindwiz in Leipzig.

Aufgabe XLII.

Von P. T. L. Meyer in London.



Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XXXIX.

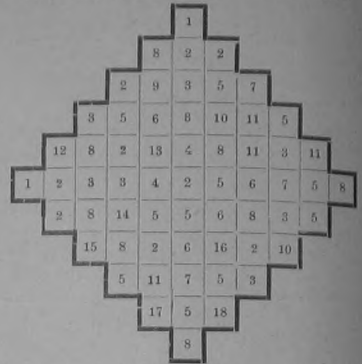
- 1. D a7-a1 h3-h2
- 2. D a1-e5 † K f4-e5
- 3. S b4-d3 †
- 1. . . . . S b8-d7
- 2. S b4-d3 † Beliebig
- 3. D a1-g1 †
- 1. . . . . T e4-b4
- 2. D a1-g1 Beliebig
- 3. D g1-h2 †

Rebus.

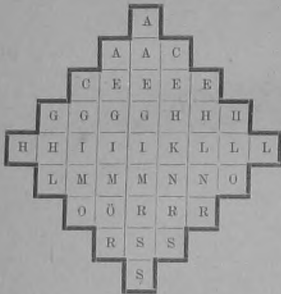


VON

Arithmogryph von Eduard Hartmann.



Diamant-Räthsel.



1. Ein Selbstlaut (Vocal).
2. Ein Beleuchtungsmaterial.
3. Verühmtester Heldenfänger.
4. Ein deutscher bekannter lebender Literat.
5. Ein österreichischer Dichter.
6. Ein beliebter Wiener Schriftsteller.
7. Temperatur-Bezeichnung.
8. Eine griechische Meer-göttin.
9. Ein Mitsaut.

1. Reihe ein Buchstabe, 2. ein Schiffstheil, 3. ein weiblicher Name, 4. a. eine Zahl, 4 b. ein Arithelwort, 5. a. was nicht mehr ganz ist, 5. b. ein berühmter Maler, 6. eine deutsche Oper, 7. a. eine militärische Bezeichnung, 7. b. ein Gefäß, 8. a. der Männer Liebstes, 8. b. Reinigungseinrichtung, 9. ein Metall, 10. ein Papstname, 11. ein Buchstabe — Die Mittelreihe von oben nach unten gleich der 6., die Randbuchstaben von oben nach unten stets herum in 4 Worten zu je 5 Buchstaben: eine Flüssigkeit, ein flacher Gegenstand, eine militärische Einrichtung, eine fischische Stadt an der Elbe.

Auflösungen der Räthsel in Nr. 40.

- Des Silben-Räthfels von H. Cohn: Lampenschirm.
- Des Kreis-Räthfels: Alba, Barot, Oder, Riva, Rival.
- Des Wortbild-Räthfels von Siebert: Titicacafe.
- Des Arithmogryph von Petersohn:

W  
L e u  
S e u  
P a n t h e r  
M e l p o m e n e  
C a m e l i o T  
F o m T a s s e F h M  
J o n a h I t z C e o o H  
F o r c r u e l A r r o l a A  
W e s t o e s t l i c h e r D i v a n  
s u u r n u c e r c a o e e l  
a n d g m O h r y r s r l  
a i o I r e n e a i e  
a K o e r n e r a  
G u a r d a f u i  
J u p i t e r  
D a v i d  
G a s  
u

Scat.

Aufgabe XXXIX.

Mittelhand hat:



spielt Grand und gewinnt. Was lag im Talon und wie fielen die Karten?

Lösung der Scat-Aufgabe XXXVIII.

Vorhand hatte: Grün-Zunge, Eichel-Zehn, Grün-Aß, -Neun, -Acht, Schellen-König, -Ober, -Zehn, -Neun, -Acht. Mittelhand: Schellen-Zunge, Roth-Zehn, -Ober, -Acht, -Sieben, Grün-König, Eichel-Aß, -König, -Neun, -Acht. Im Talon liegen Eichel-Sieben, Schellen-Sieben. — Vorhand spielt Eichel-Zehn, Hinterhand Eichel-Ober; Mittelhand nimmt Eichel-Aß; Mittelhand zieht dann Grün-König, Hinterhand gibt Grün-Sieben zu und Vorhand sticht mit Grün-Aß ein, um Grün-Acht nachzubringen, die Mittelhand mit Roth-Zehn trumpft und zu der Hinterhand Grün-Ober zugeben muß; Mittelhand spielt nun Eichel-König, Hinterhand ist gezwungen, mit Roth-Zungen daraufzugehen, den Vorhand aber mit Grün-Zungen nimmt, um wieder Grün-Neun nachzubringen. Mittelhand sticht mit Roth-Sieben und Hinterhand muß Grün-Zehn zugeben. Mittelhand bringt weiter Eichel-Neun, Hinterhand sticht mit Roth-König und Vorhand wirft Schellen-Acht zu. Hinterhand spielt darauf den alten Zungen aus, Vorhand bedient mit Schellen-Neun und Mittelhand mit Roth-Acht. Hinterhand zieht Trumpf-Neun, Vorhand wimmelt Schellen-Zehn und Mittelhand nimmt mit Roth-Ober, bringt darauf Eichel-Acht, Hinterhand nimmt mit Roth-Aß und Vorhand bedient mit Schellen-Ober. Hinterhand muß nunmehr Schellen-Aß bringen, Vorhand gibt Schellen-König zu, während Mittelhand mit dem Schellen-Zungen einsticht und Schneider macht. Spieler erhält nur 20 Points.

Correspondenz u. Fragenbeantwortung.

**M. in S-wald.** Es giebt allerdings solch ein Ding, welches Sie bezeichnen, und heißt „Anghäcker-Platter“. Der herrschafliche Förster Rindl in Rohrbach (Steiermark) verlangt es für 3 Mark mit der Versicherung, daß dadurch „auch alte, schon verbrauchte Reithüte, angeschaffene oder vergräbte, Kümmerer und abnorme Hüde zum sofortigen Anspringen aus jeder nur noch höhern Entfernung geritt“ werden.

**D. v. in Gl.** Das Verbot des Aufstoßens von Kalbfleisch ist in ganz Preußen allgemein gültig, gleichviel, ob das Aufstoßen mit dem Waunde oder mit dem Hlostdag geschieht, weil, wie es in den Motiven des Verbots heißt, durch das Aufstoßen, das Bindgewebe des Fleisches selbst hineingetrieben wurde und dadurch dem Fieische der Anstheim einer besseren Qualität gegeben werden könne, als es in Wirklichkeit best.

**Hans Freyberg.** Isten Jorden dient jedenfalls das in Carl Schumanns Verlag in Berlin erschienene „Handbuch für das deutsche Reich“ für das Jahr 1885, welches im Reichsamt des Innern. Dieses Buch ist das zuverlässigste Auskunfts-mittel über sämtliche Reichs-Verörden und -Beamt.

**Schäfer in B.** Die Beschwörerscheide ist die vorgelegte Landespolizei-Schilde, also das königl. Landrothsamt in Eudschiden; eventuell die königl. Regierung in Wien.

**S. v. N. N.** Bis jetzt haben sich auf unsere bezügliche Anfrage die Fallsrichter unter anderen Abnommen in der Mehrzahl für die deutsche Karte erklärt.

**Anfänger in der edlen Schachspielkunst.** Sie haben Recht, wir können aber aus Mangel an Raum die Antworten nicht mittheilen.

**Inhalt:** Wessen Schuld? Roman aus der Gegenwart von D. Ester. (Fortsetzung). — Gailthaler Hochzeitens. (Mit Illustration). — Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman von Wladimir Fürst Reschliherst. (Fortsetzung). — Vom Warten. Eine Wanderer von Constant — Für's Haus — Marie Heiter's. — Spiele und Denksagen: Schach, Scat, Karol. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.

# Breslauer Sonntagblatt.

Insertions-Preis 20 Pfg.  
die Linie, Nonpareillezeile ober deren Raum.  
Abonnements-Preis Mk. 1,20  
pro Quartal bei allen Postämtern.

Beilage zu Nr. 41.

Breslau, Sonntag, den 12. Juli 1886.

Königliche Anstalten-Verwaltung bei  
Hedwig Hoffe,  
Breslau, Berlin, Leipzig, Stuttgart,  
sowie in allen übrigen Städten.

## Professor Dr. Hermann Palm †.

Am 25. Juni endete der Tod die langen Leiden des verdienstvollen Prorectors a. D., Professors Dr. Hermann Palm, Inhabers des Nothen Alerordens IV. Klasse. Wir bringen seinen vielen Freunden und ehemaligen Schülern im Magdalenen-Gymnasium, an welchem der Verehrte vierzig Jahre lang wirkte, sein Bild hiermit in Erinnerung, indem wir zugleich auf's Neue darauf hinweisen, daß Dr. Palm, wie nicht viele schlesische Gelehrte außer ihm, für schlesische Geschichte und Literaturforschung mit wahren Bienenfleiß gewirkt und auf diesen Gebieten Er-sprechliches geleistet hat.

Eine Menge literar-historischer Schätze hat er zu Tage gefördert und allgemein zugänglich gemacht, nicht nur für Schlesien, sondern für weite Kreise im gesammten deutschen Vaterlande. Das einfache Verzeichniß seiner Schriften und Editionen ist ein würdiges Denkmal seiner regen literarischen Thätigkeit:

1. Bearbeitung und Veröffentlichung der acta publica, d. i. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände, in den Jahren 1618, 1619, 1620 und 1621, im Auftrage des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, der für die Fortsetzung der Ausgabe sorgt, nachdem Palm im Jahre 1875 die Weiterführung des Werkes nach dem Erscheinen von 4 Bänden aufgegeben hatte.

2. Abhandlungen zur schlesischen Geschichte in der Zeitschrift des Vereins für schlesische Geschichte und Alterthum über die Ereignisse in Schlesiens vor und im 30jährigen Kriege, namentlich der Jahre 1618 bis 1621 (Bd. VII. VIII. XII. XIII) und über die für Schlesiens schlimmste Zeit von 1632—1636 (Bd. III).

3. Geschichte der Münzverirren in Schlesien (Bd. IV und V) der schlesischen Provinzialblätter.

4. Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache: Christian Weise, ein literar.-hist. Versuch. Programm, 1854. — Paul Fleming und die Schlesier. — Das deutsche Drama in Schlesien bis auf Grypphus. — Martin Opitz als Laient schles. Herzog bei den Schweden. — Martin Opitz und Janus Gruterus. — Eine mittelhochdeutsche Historienbibel. Beitrag zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung, Schulprogramm 1867. — Neue Beiträge zur Lebensgeschichte von Martin Opitz. — Daniel Czerny von Weigersfeld. Diese Abhandlungen erschienen, ohne das Programm über die Historienbibel, gesammelt und vermehrt durch vier neue Beiträge zur Lebensgeschichte von M. Opitz, als „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts“ in Breslau bei Morgenstern 1877.

5. Ausgaben: M. Grypphus. Das verlebte Gespenst und die geliebte Dornrose (letzte in schlesischer Mundart). Breslau, Trappend 1855. — Paul Rehngans Dramen. Literarischer Verein. Stuttgart 1858. — Der Peter Buoch, aus einer mhd. Breslauer Handschrift. Stuttgart, Literar. Verein

1863. — Fischon, Zeit-faden der Geschichte der deutschen Literatur. 13. vermehrte und verbesserte Auflage Leipzig 1869. — Fischon, Zeitfaden, 14. vermehrte und verbesserte Auflage 1874. — M. Grypphus, Lustspiele. Stuttgart, Literar. Verein 1878. — M. Grypphus, Trauerspiele, ebenda. 1882. — M. Grypphus Werke, in Deutsche National-Literatur, 29 Bb., Berlin und Stuttgart 1882.

6. Nekrologe des Directors Schönborn und Oberlehrers Dr. Baum-gart (Bd. 9 und 11 der Schl. Prov.-Bl.).

7. Lauri Quirino Venetiarum patriei ad papa Pium II epistola Cretensium nominis edita. Gratulationschrift 1862.

Hermann Palm war geboren am 16. Februar 1816 im Dorfe Grunau bei Hirschberg als Sohn des Advokaten, späteren selbständigen Lehrers Gottfried Palm, der 13 Kinder zu erziehen hatte, von denen 7 am Leben blieben. Er genoss im Vaterlande multitalischen Unterricht und etwas Latein durch einen Privatlehrer, bezog dann das Gymnasium zu Hirschberg, von da 1831 das Gymnasium zu Schwednitz, wo er den gründlichen Unterricht des Directors Schönborn genoss, dem er sich lebenslang zu Dank verpflichtet fühlte.

Im Jahr 1836 bezog er die Universität Breslau, um Philologie zu studiren. Zugleich nahm er gedie-genen Musikunterricht bei Mosewius und Domorganist Wolff. Die Orgelstudien, sowie die Uebungen der Singakademie gehörten zu den genußreichsten Stunden Palms während seiner Universitätszeit. Neben den erwähnten betrieb Palm auch erste theologische Studien, nicht um ein Predigtamt zu erreichen, sondern um sie als künftiger Gymnasiallehrer zu verwerthen. Wegen Mittellosigkeit konnte er sich erst im Februar 1843 seinem Oberlehrer-Examen unterziehen, durch welches er sich die Facultas, im Deutschen, der Religion, dem Hebräischen und der Philosophie in den Obersten, in Latein und Geschichte in den mittleren Klassen zu unterrichten, erwarb. Sein Probejahr legte er von Ostern 1843—1844 am königl. Friedrichs-Gymnasium in Breslau ab, an welchem er sich dann noch 1 Jahre lang, freilich fast ohne Entschädigung, beschäftigen ließ; denn seine Candidaten-Zahre fielen in die schlimmsten Zeiten des Ueber-flusses an wissenschaftlichen Lehrern. Palm erhielt, als er nach ander-halb Jahr für seinen wöchentlichen, in 4 Stunden am Friedrichs-



Dr. H. Palm  
professor

Gymnasium ertheilten Unterricht im Hebräischen beim Presbyterium um ein Honorar nachsuchte, die Summe von 30 Thaler! Daher betrachtete er es als besonderes Glück, als er Oftern 1846 in die letzte Stelle am Magdalenaum gewählt wurde. Er mußte sich aber gefallen lassen, im ersten Halbjahr seines Amtes für die Hälfte seines Gehaltes zu unterrichten, weil aus der anderen Hälfte ein Grabengeld für die Wittve seines Vorgängers bestritten wurde.

Im Jahre 1846 verheiratete sich Dr. Palm mit Sophie Schind. Es entsprossen fünf Kinder, von denen zwei früh starben, zwei Söhne und eine Tochter frühlich heranwuchsen. Nach zwei Jahren wurde er Oberlehrer, nach zwölf andern Professor. Sein Unterricht beschränkte sich während seiner Amtsthätigkeit in den unteren und mittleren Klassen

auf Latein, Deutsch, Religion und in den oberen auf die beiden letzten Gegenstände und Hebräisch.

Im Jahre 1871 erhielt er von der Universität Breslau den philosophischen Doctorstitel honoris causa.

Im Jahre 1876 wurde Palm auch zum Director der Schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt erwählt, welches Amt er sieben Jahre lang mit Erfolg bekleidete.

Im Jahre 1881, nach Dr. Weinerts Tode, wurde er Prorector am Magdalenaum; im Sommer 1883 mußte sich der verdiente Mann, wegen zunehmender Kurzsichtigkeit, nach 40½-jähriger Schultthätigkeit pensioniren lassen. Er hat den Rufstand im irdischen Leben nicht gar lange genossen. Sein Andenken bleibt in Segen!

## Zur Naturgeschichte des Katers.

Ein Scherz von **Hilarius Ernst**.

Der Kater kann nicht genau definit werden; nur wer ihn gehabt hat, kennt ihn.

Der Umgang mit dem Kater verdirbt die Sitten.

Wenn der Kater in der weiblichen Form auftritt, ist immer Jammer dabei.

Die unnütze Vorstellung des Katers bietet der in den Magen versetzte Gesang eines liebessüchtigen Jünglings aus der Gattung felis domestica. Das Weiden des Menschen beim Kater ist manchmal rein unmenslich.

Es ist unbekannt, wer der Entdecker des Katers war; höchst wahrscheinlich war es der erste Berauschte. Der Kater ist ein Privilegium der Gebildeten; beim Proletariat rechnet man den Kater mit zur Bekanntschaft.

Die Urgeschichte des Katers ist gegenwärtig noch von aschgrauem Dunkel umhüllt. Käuse sind historisch, sogar biblisch, Kater nicht. Ob die Verehrung der Katzen bei den alten Aegyptern sich auch auf die Kater erstreckte, ist unbekannt.

Die Vaterschaft eines Katers ist oft der Raufsch eines Vaters. Man kann nach dem kleinsten Käuse den solidesten Kater haben. Die Consequenz im Trinken verhindert den Ausbruch des Katers. Ein Raufsch ohne Kater ist ein Beweis für eine grobe Natur; ein Kater ohne Raufsch ist übernatürlich.

Der Geburtstag eines Menschen kann durch einen Raufsch gefeiert werden; der Geburtstag des Katers ist immer ein Raufsch.

Man erwidert den Kater wie einen Freund, behandelt ihn wie einen Sklaven und wird von ihm beherrscht wie von einem Tyrannen.

Den Kater zu haben ist eine Schande, ihn gehabt zu haben eine Ehre.

Der Schnapskater hat keine sociale Berechtigung; er ist ein zu gemeiner Kerl. Der Weinkater unterscheidet sich vom Bierkater nur durch die edlere Herkunft; selbst beim offenberzigsten Menschen sind aber beide höchst heimtückisch. Kater aus süßen Weinen sind ebenso bitter wie die aus herben. Von den gemischten Katern hat der Bodelkater den nobelsten Ruf, hauptsächlich der Kräftigkeit steht er aber dem Punschkater nach. Der Apfelweinkater ist der niederträchtigste aller Kater. Kater aus Rum, Aroc und Cognac verderben die Gattung homo sapiens und müßten gesetzlich verboten werden. Der Liqueurkater ist ein extraordinäres Subjekt, er gleicht weder dem Wein- noch Bierkater; er ist unvergleichlich. Champagnerkater sind so geistig erhaben, daß die Beschreibung einfach daran verzweifelt.

Der Anfang des Katers läßt sich eher berechnen als sein Ende; seine Dauer ist stets eine zu lange. Die Aufzuehung des Katers kann mit der Plage erfolgen; doch nähert er sich bequemer aus Gläsern. Man erkennt den Kater schon am Gesichte.

Wenn man den Kater vor den Raufsch verlegen könnte, würde das Trinken kein so schönes und weitverbreitetes Vaster sein.

Der erste Kater eines Menschen ist eine Art Martyrium; den zweiten und folgenden kann man durch Mitleid nur beilegen. Der erste Kater ist wie die erste Liebe, im Anfang innig und süß, dann schmerzlich bitter.

Die Jahreszeiten üben insofern einen Einfluß auf den Kater aus, als sie alle vier seine Entwicklung begünstigen. Als Beschäftigung während des Katers eignet sich am besten der Aufenthalt in einem hochgelegenen Lustkurort. Viele Kater kommen an und nach Sonntagen vor, die übrigen nur an anderen Wochentagen.

Kater von monatelanger Dauer gehören zu den chronischen Uebeln, welche nicht vorkommen. Die meisten Kater beginnen und enden vor Mitternacht, eigentlich alle. Viele Kater kommen einen Kalendertag nach dem Raufsch, selten an denselben.

Wenn der Kater nicht aus dem Uebermaße entstanden wäre, könnte er seiner Wenigsamkeit wegen vorbildlich sein.

Die Existenz eines Katers wird durch Zufuhr geistiger Getränke nicht gefährdet. Das Katerfrühstück kommt dem Kater selbst Mittags und Abends zu früh. Die Beurtheilung darüber, ob dem Kater das Essen oder Trinken unangenehm sei, ist subjectiv. Der Gedanke an Süßigkeiten erhöht die Bitterkeit des Katers. Das Nausen während der Katerzeit ist ärztlich nicht untersagt.

Das Bewußtsein einer gegründeten Ursache entschädigt nicht für die Festigkeit des Katers. Die resoluteiten Menschen produciren oft

die erbärmlichsten Kater, und je friedlicher ein Mensch gesinnt ist, desto rabiatier kann sein Kater sein.

Wer sich während des Katers photographiren läßt, hat eine Vorstellung davon, wie er nach seinem Tode aussehen wird.

Die einzigen zwei Sinne des Katers sind eigentlich das Gefühl und der Eigensinn. Das Gefühl des Katers erstreckt sich bis auf die Haare des Menschen; daher die Franzosen dies zart ausdrücken durch: Il a mal aux cheveux.

Die systematische Beschreibung des Katers während desselben ist eine schwierige Angelegenheit. Die kühere Ruhe des Katers ist eine erheuchelte, er lebt mehr innerlich. Ein Kater, den man aus geborgten Gelde groß gezogen hat, führt unwiderruflich den moralischen nach sich. Im Kater erfolgt der Durchbruch des inneren Menschen nicht nach bestimmten Gesetzen.

Eine Fußreise in's Gebirge ist kein sicheres Mittel gegen den Kater; man kann ihn verlieren, ehe man hinkommt, oder einen neuen dazu erwerben.

Die elendesten Kater lassen sich durch einen simplen Schlaf kuriren, die kräftigsten lassen sich nicht einschläfern und meuchlings umbringen. Narzotische Mittel befördern die Keizbarkeit des Katers. Das Einblasen von Tabaksrauch schläfert den Kater nicht ein, sondern macht ihn nur giftiger.

Obgleich der Kater nicht nur im Kopfe des Menschen sitzt, so sitzt er doch ohne Frage, wenn man seinem Besitzer den Kopf abschneidet. Glücklicherweise geht der Kater eher im Menschen zu Grunde, als der Mensch im Kater.

Ein verlornere Kater gilt dem Verlierer wie ein gesunderer Schatz. Die Lage des Menschen im Katerzustande läßt sich nur durch die Niederlage des Katers verbessern, am geeignetsten dient dazu die horizontale. Die Erinnerung an einen tüchtigen Kater ist nur ein schwacher Wlklatz von ihm selbst.

Das Spazierenfahren der Kater auf öffentlichen Wegen ist als eine Verletzung der Moral aufzufassen. Der Kater ist für Tugenden und Laster gleich unempänglich. Der Kater ist an sich selbst nicht unmoralisch, wird er aber moralisch, so verdirbt er den Charakter seines Inhabers gründlich. Die im Katerzustande gefassten moralischen Vorätze zeichnen sich durch ihre Vergänglichkeit aus.

Der Kater liebt den Menschen wie ein Hunter den Delinquenten.

Die Schmerzgefühle des Katers werden durch die Schadenfreude der Bekannten wenig gemindert. Liebeserklärungen werden während des Katers höchstens aus Verzweiflung losgelassen und mügen weniger süß als tödend sein. Ein während des Katers geschlossenes Freundschaftsbündniß ist in der Katerzeit ein überwundener Standpunkt. Man kann den Kater lieber weder seinem Freunde zum Scherz, noch seinem Feinde zur Strafe schenken. Einem Freunde telegraphisch zu seinem Kater zu gratuliren, gehört zu den niederträchtigsten Auswüchsen boshafter Freundschaft.

Es giebt einen Raufsch der Freude, der Liebe, des Glückes, des Sieges, aber keinen Kater derselben.

Die sittliche Entrüftung der Väter über die Kater ihrer Söhne ist meist ein erbeucheltes Gefühl. Die Kater der Söhne geben denen der Väter weder etwas nach noch vor. Der Kater eines Frauensmannes hat durchaus männliche Eigenschaften. Die Kater von Familiendauern erleben durch das Geschrei kleiner Kinder keine Einbuße.

Der Eintritt in ein neues Jahr erfolgt sehr oft durch einen solennen Kater. Jubiläumskater sind besonders selten und kräftig und verdienen Pflege; sonst führen Beamtenkater ein ziemlich gebrechtes Leben. Der Kater fällt mit der Thür in's Haus, wenn er zum Besuch kommt, er braucht keine Visitenkarte. „Diesenkater“ und „boshafter Kater“ sind nur Varianten, nicht Potenzen des allgemeinen Katers. Es giebt ganz patente Kater, aber bis dato noch kein Katerpatent. Die gemeinsten Kater kommen bei den gebildetesten Menschen vor. Der beste Kater ist noch der, den man nicht selbst hat. Ueber die Größe verschiedener Kater läßt sich streiten oder schweigen. Der Kater aller Herren ist nicht alterschwach; es giebt alte Herren mit den kräftigsten Katern. Der Kater gewohnheitsmäßiger Trinker wird zuweilen Gemüthlicher oder Hausstier. Es giebt Kater einzelner Personen, die so tüchtig sind, daß man sie auf eine ganze Familie vertheilen könnte.

Der Kater aus zweierlei Getränken kommt entweder auf Rechnung des stärkeren oder auf die Mischung beider, jeder einzelne dieser Fälle muß besonders untersucht werden.

Der Kater ist international, die Nationalität seines Inhabers ist ihm gleichgültig. „Ich bin wie vor den Kopf geschlagen,“ sagte der Lehrer, — da hatte er den Kater. „Ich bin ganz verstimmt,“ sagte der Musiker, — da hatte er den Kater. „Wir ist so flau,“ sagte der Börsenmann, — da hatte er den Kater. „Mein Schädel brummt wie eine große Glocke,“ sagte der Glöchner, — da hatte er den Kater. „Ich bin wie tonisirirt,“ sagte der Artillerieoffizier, — da hatte er den Kater. Der Kater der militärischen Vorgesetzten ist der vernichtende Kritiker exercirender Untergebener. Kater sind revolutionär. Die geheimen Kater der Räte sind weiter verbreitet als die Kater der Geheimen Räte; je höher der Beamte, desto geheimere muß sein Kater sein. Ein Bürgermeister muß manchen tiefen Trunk thun und manchen schauerlichen Kater leiden — Alles zum Wohle und zur Ehre seiner Stadt.

Der Kater der Gelehrten bleibt dennoch ein ungebildetes Vieh. Der Kater der Telegraphenbeamten ist ein grausames Thier, da er seine Freude an der Verstümmelung der Depeschen findet. Die Erstzinst einjährig-freiwilliger Kater ist eine bare Unmöglichkeit, die der Kater Einjährig-Freiwilliger eine unzulagbare, aber dienstwirdige Wirklichkeit.

Der Kater hat wegen seines continuirlichen Wirkens an Universitäten längst das akademische Bürgerrecht erworben. Ein Kater nach bestandenen Examen ist eine ausgemachte Thatsache, nur aus Schonung ist ein Kater nach dem Durchfall beim Examen nicht das Gegenheil. Ein Kater ist ein stichhaltiger Grund für eine geschwänzte Vorlesung. Die hohe Anzahl der Semester ist zuweilen von der hohen Anzahl der Kater abhängig. Die akademischen Kater haßen nicht nur die Ideen, sondern auch die Arbeiten. Studentenkater sind zünftig, Schülerkater noch der Vervollkommnung fähig. Die Kater der Büsche sind noch nicht frei von Nechtmuth, die Kater bemooster Häupter sind ohne alles Gefühl. Die Erhabenheit des Katers sinkt bei jeder neuen Auflage desselben. Das großartige allgemeine Band aller Verbindungen ist der Kater. Der Werth einer wissenschaftlichen Arbeit wird durch den Katerzustand des Autors nicht immer erhöht. Katerfreie Stunden sind für einen edlen Bierstudenten die ungeeignetsten zum Studiren, denn während der Katerzeit thut er ohnehin nichts. Die erste Nyanwendung eines erhaltenen Stipendiums ist oft ein unwohlthätiger Kater.

Der Kater ist ein Beweis für die Nichtigkeit der indischen Seelenwanderungs-Theorie: Der Mensch bekommt einen Affen, wird berauscht wie ein Siter, ein Bär, eine Kröte, ein Igel, gar wie ein Schwein; dann kommt bei ihm der Kater zum Durchbruch; dabei leidet er wie ein Hund; dann schläft er wie ein Murmeltier oder ein Dachs und steht munter wieder auf wie ein Fisch.

Kater und Geist schließen einander gegenseitig aus; der Mensch von Geist kann einen Kater haben, der Mensch mit einem Kater braucht keinen Geist. Aristoteles giebt kein einziges Mittel gegen den Kater an, woraus hervorgeht, daß man auch in früherer Zeit dem Kater mit der Philosophie nicht zu Leibe gehen konnte.

Der Kater der Amme ist auf das Kind übertragbar, und dies ist die einzige Ausnahme von der Unübertragbarkeit des Katers. Das Verzehren saurer Heringe während des Katers gehört nach der neueren Medicin zu den Thierquälereien. Ein gut ausgebildeter Kater ist keine

eingebildete Krankheit. Die Beföndung des Katers auf brieflichen Wege gehört zu den Kurpfuschereien. Der Kater ist die Seckrantheit auf dem Lande. Der Kater ist keine populäre Krankheit, denn er ist in Vock's Buche vom gesunden und kranken Menschen nicht verzeichnet. Die Heilung des Katers durch Electricität ist nur eine Frage der Zukunft. Widerholdes Niesen im Katerzustande giebt der Hoffnung Raum, daß Schnupfen und Kater sich um die Herrschaft im Menschen streiten. Die Homöopathie hilft gegen den Kater am meisten, wenn man ihn nicht hat, nur muss man während der Kur keinen Kaffee trinken und keinen Schwefel riechen. Das sicherste Mittel gegen den Kater gewährt die Hydrophobie: Man trinkt während eines hektoliter Wasser-Katerstrebens verurtheilt zweiwelen Katerleiden. Der Kater kann vor und nach Geburtstagen kommen, denn es giebt Katergeburtstage und Geburtstagskater.

Die historischen Kater (spielen in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle, doch ist dem Kater die ganze Geschichte höchst gleichgültig. Als Nebukadnezar, wie die Bibel erzählt, den Wüthleistsrausch überstanden hatte, fraß er Gras wie ein Ochs, wahrscheinlich um den Kater zu kuriren.

Der grandioseste Kater muß entstehen, wenn sich ein Elefant in Champagner beschnipft hat; mancher Mensch bringt es im Kater bis zu einem Rhinoceros. Wenn es ein Ding mit vier Dimensionen giebt, so ist es unfröhtig der Kater, denn er kann alle Dimensionen annehmen.

Die Kräftigkeit des Katers bei denselben Individuen verhält sich wie die Quadrat- oder Kubikzahlen der gemessigten Kläfer oder Schoppen; auf diesem Gesetze beruht die verberende Wirkung des moralischen Katers. Die Wurzel des Katers liegt in dem Geiste einer Klässigkeit; auf die Potenz erhebt er sich selbst, folglich ist der Kater auch eine mathematische Größe.

Die Sphäre des Geistes wird durch Katerleiden nicht wesentlich erweitert, die praktische Erfahrung durch den Kater ist eine miserable Bereicherung des Geistes. Der Unterschied zwischen Realschule und humanistischem Gymnasium kommt bei den Katern der Schüler weniger in Betracht; der Kater hat freilich keine humane Richtung, sondern etwas verdammt Reales.

Die Uebertragung der Gefühle eines Katers in eine fremde Sprache gehört zu den größten linguistischen Schwierigkeiten. Man kann den Kater decliniren und pluralisiren, er bleibt dennoch ungebogen. Der Kater ist allerdings ein Substantiv, da er aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat, ist er nicht weniger auch ein Verbum, von dessen Genetivus das Passivum besonders unregelmäßig ist. Der Mensch kann außer sich gerathen, der Kater geräth dadurch nicht außer ihm, auch nicht außer sich.

Mancher wurde schon im Kausch ein Dichter, ein Kater niemals. Die poetische Verberlichung des Kausches ist älter als die des Katers; die klassischen Katerleiden sind zumeist neuere Produkte.

Wenn man den Kausch eines Haarbeutels nennt, kann man den Kater recht sinnig mit dem gewaltsamen Ausräumen derselben vergleichen. Der Eintritt des Katers ist wie der Besuch einer bösen Schwiegermutter. Im Kater gleicht der Mensch einer schlecht vertheidigten Festung; er muß sich übergeben. Der Mensch gleicht im Kater einem Hundshuh, denn sein Inneres wird nach auswendig geföhrt. Der Kater ist das Ende der meisten freudreichen Lebensmomente.

## Schlesische Chronik.

**Breslau.** Die königliche wissenschaftliche Prüfungs-Commission für das Jahr 1885-86 ist für die Provinzen Schlesien und Posen wie folgt zusammengesetzt: Ordentliche Mitglieder: Dr. Sommerbrodt, Provinzial-Schul- und Geheimen Regierungsverwaltungsrath (Director der Commission). Dr. Herz, Professor (Klassische Philologie, sowie Vertreter des Directors der Commission). Dr. Reifferscheid, Professor (Klassische Philologie). Dr. Schröter, Professor (Mathematik). Dr. Probst, Professor (Katholische Theologie und Hebräisch). Dr. Schmidt, Professor (evangelische Theologie und Hebräisch). Dr. Erdmann, Professor (Philosophie und Pädagogik). Dr. Bäumker, Professor (Philosophie und Pädagogik). Dr. Weinhold, Professor (Deutsch). Dr. Niese, Professor (alte Geschichte). Dr. Schaefer, Professor (mittlere und neuere Geschichte). Dr. Rantzsch, Professor (Geographie). Dr. Gaspary, Professor (Französisch). Außerordentliche Mitglieder: Dr. Schneider, Professor (Zoologie). Dr. Engler, Professor (Botanik). Dr. Volck, Professor (Chemie und Mineralogie). Dr. Meyer, Professor (Rhhist). Dr. Kölling, Professor (Englisch). Dr. Kehring, Professor (Polnisch).

**Personal-Chronik.** Breslau. An hiesiger königl. Oberrealschule ist an Stelle des im Mai verstorbenen Lehrers für Maschinenlehre und beschreibende Geometrie, Ingenieur Todt, der Ingenieur Adomeit in Brieg gewählt worden. Derselbe wird am 1. August seine neue Stelle antreten. — An Stelle des verstorbenen Professors Dr. Neumann ist der neue Professor der Psychiatrie an der Universität, Dr. Bernhardt aus Berlin, zum Primar-Arzt der Irrenabtheilung des Allerheiligen-Hospitals hier provisorisch ernannt worden. — Das godatische Institut zu Berlin ist zur Zeit damit beschäftigt, die geographische Lage von Berlin, Breslau und Königsberg und die Zeitdifferenzen, welche

zwischen diesen Orten bestehen, mit der größten Genauigkeit, welche die zeitigen Methoden und die üblichen Instrumente gestatten, einseitlich zu bestimmen. Zu diesem Zwecke werden in Breslau und Königsberg kleine Observatorien, welche nur dieser einen Beobachtung dienen sollen, hergerichtet und vom godatischen Institute mit dem notwendigen Apparate versehen werden. Des weitern werden die drei Observatorien durch Telegraphenlinien mit einander verbunden werden. Die Zeit der Beobachtung ist auf einige Monate festgesetzt. — Langwasser. Am 24. Juni feierte der Erzpriester Joseph Schubert, Pfarrer zu Langwasser, Archipresbyteriat Liebenhof, sein goldenes Priesterjubiläum. — Opyeln. Der dem heiligen Regierungscollegium angehörige Oberforstmeister und Mitbirender der Finanzabtheilung, Guse, welcher gleichzeitig die Inspectionsgeschäfte in den Oberförstereien Schless und Breslau, wahrnahm, ist vom 1. Juli d. J. ab auf die Oberförsterei Kasel-Ost bei der kgl. Regierung zu Kassel versetzt, und die dadurch zur erledigung kommende Stelle ist vom gleichen Zeitpunkte ab dem zum Oberforstmeister und Mitbirenden einer Regierungsverwaltung abtheilung ernannten bisherigen Forstmeister Meyer zu Kassel verliehen worden. — Dabelschwerdt. Am 8. Juni verschied hier selbst der Fürst-Erbbischofliche Rater und Consistorial-Rath Stadtpfarrer Ernst Streck im Alter von 64 Jahren. Seit länger als 22 Jahren war er seiner Gemeinde mit stets aufopfernder Berufstreue ein liebevoller Seelsorger.

**Breslau.** Die Benutzung der Stadt-Bibliothek ist gegen das Vorjahr etwas gestiegen. Es haben das Lesezimmer besucht 2416 Personen; in demselben wurden benutzt 6308 Werke in 10 483 Bänden, 717 Handchriften und 214 Urkunden. Ausgeliehen wurden 7205 Werke in 10 358 Bänden, 29 Handchriften und 10 Urkunden. Im Ganzen wurden somit benutzt 20 841 Bände Druckwerke, 746 Handchriften und

224 Urkunden. Der alphabetische Katalog ist nunmehr fertig gestellt. Ebenso ist die Aussonderung der Doubletten zu Ende geführt. Es sind im Ganzen 14 025 Werke mit über 2000 Bänden ausgedünnt worden, welche, nach dem wissenschaftlichen Inhalte partiellweise geordnet, jetzt zum Verkauf gestellt werden. Inzwischen ist nun der Verkauf eines Theils der oben angezeigten Doubletten bereits erfolgt, und zwar a. zur Niedigerana gehörige medicinische, mathematische, naturwissenschaftliche, chemische und alchemische Bücher an den Buchhändler Wilhelm Köbner hier für zusammen 320 M.; b. zur Magdalenaena gehörige theologische Werke (mit Ausnahme zweier Bibelbrüder) an denselben Buchhändler für zusammen 1300 M.; c. die erwähnten Bibelbrüder an Julius Stern in Worms und J. Nestle in Frankfurt a. M. für je 275 M. Der Erlöss soll zum Ankauf von Büchern für die betreffenden Abtheilungen verwendet werden. Es verbleibt noch eine große Zahl von Doubletten in der Stadtbibliothek zum Verkauf.

**Vermischtes.**

**Prinz Friedrich Karl von Preußen**, der schneidige Reitergeneral, ist am 15. Juni in seinem Jagdschloß Klein-Glienicke einem Herzschlag erlegen. Ohne Vorahnung irgend eines Lebens, ist er im Vollgefühle seiner Manneskraft gestorben. Prinz Friedrich Karl war der am 20. März 1828 geborene Sohn des Prinzen Karl, Bruders des deutschen Kaisers, vermählt seit 29. November 1854 mit Marianne, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt. Der Verstorbene war General-Feldmarschall und General-Inspector der dritten Armee-Inspection, Inspector der Cavallerie, Chef des 8. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 64 (Prinz Friedrich Karl von Preußen) und des brandenburgischen Husaren-Regiments (Zieten'sche Husaren) Nr. 3, zweiter Chef des ersten Leib-Husaren-Regiments Nr. 1 und des ersten Garde-Grenadier-Landwheer-Regiments. Er hinterließ einen Prinzen, Friedrich Leopold, geboren 14. November 1865, und drei Prinzessinnen: Maria, Gemahlin des Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg, Elisabeth, Gemahlin des Erbprinzen Friedrich August von Oldenburg, und Louise Margarethe, Gemahlin des Herzogs von Connaught.

Von Seiten Seiner Majestät des Kaisers ist mit Bezug auf den Todesfall nachstehende Cabinetsordre erlassen worden:

Mein Haus, Meine Armee und unser ganzes Vaterland haben durch den heute erfolgten, Mich tief erschütternden Tod Meines Neffen, des Prinzen Friedrich Carl von Preußen, königliche Hoheit, General-Feldmarschall, einen sehr schweren Verlust erlitten. Es werden viele Herzen mit Mir trauern, die eine warme Empfindung für unsere Waffenehre haben und die dessen eingedenk sind, daß der verstorbene Prinz, von frühester Jugend an, der Armee mit allem seinem Denken und Streben angehörte, daß ganz jung schon sein Blut für die Waffenehre floß und daß er dann in drei Kriegen Armeen fortgesetzt zum Ruhme und zum Siege geführt hat. Hohe Ehre sei seinem Andenken, welches für alle Zeiten in der Geschichte die eines preussischen Prinzen würdige Stelle finden wird. Der Armee aber wird es ein tief empfundenes Bedürfnis sein, auch die äußeren Trauerzeichen für den in derselben so hoch verehrten Prinzen anlegen zu dürfen, und bestimme Ich hierzu Nachstehendes:

1) Sämmtliche Offiziere der Armee und Marine legen, vom Tage des Eingangs dieser Ordre ab, drei Wochen hindurch den Trauersior um den linken Unterarm an.

2) Bei dem 8. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 64 (Prinz Friedrich Carl von Preußen), sowie bei dem 1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1 und dem Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zieten'sche Husaren) Nr. 3 währt diese Trauer vier Wochen.

Berlin, den 15. Juni 1885. Wilhelm.

Zu belagern ist ferner das am 17. Juni in Carlsbad erfolgte Ableben des Feldmarschalls Freiherrn von Manteuffel. Edwin Hans Karl Freiherr v. Manteuffel, geboren am 24. Februar 1809 in Dresden, wurde mit neunzehn Jahren Lieutenant bei den Carbedragonern, mit 39 Jahren Adjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., 1857 Chef des Militär-Cabinet's, 1861 General-Lieutenant und General-Adjutant des Königs. Vier Jahre später wurde er zum Civil- und Militär-Gouverneur von Schleswig ernannt und rückte an der Spitze einer Division am 7. Juni 1866 in Solfstein ein. Kurz darauf stieß er zur Main-Armee unter General Vogel v. Falckenstein und schloß am 29. Juni die Capitulation von Langensalza ab. Drei Wochen später übernahm er den Oberbefehl über die Main-Armee, welche bei Würzburg gegen die süddeutschen Truppen mit Erfolg operierte. Wenige Tage später wurde er mit einer Mission nach Petersburg gesendet. Darauf übernahm er den Oberbefehl über das neunte Armee-corps und ward im Januar 1867 zur Disposition gestellt.

Im Kriege gegen Frankreich 1870 commandirte Manteuffel das erste Armee-corps, welches zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl von Meß gehörte. Am 24. October 1870, dem Tage der Capitulation von Metz, wurde Manteuffel zum Befehlshaber der aus dem 1., 7. und 8. Corps zusammengesetzten ersten deutschen Armee ernannt, welcher die Aufgabe zufiel, die festen Plätze Nord-Frankreichs zu erobern und die Verbindung mit dem Meere herzustellen. Manteuffel eroberte Laon, Amiens und Rouen und erreichte dann Dieppe. Als General-Feldherbe von Lille aus einen Vorstoß machte, kam es zu der unentschiedenen Schlacht bei Bapaume, worauf sich Manteuffel auf Metz zurückzog. Aus dem Norden abberufen, übernahm Manteuffel das Commando der

gegen Bourbaki ausgebotenen Südarmer. General Werder hatte jedoch die Franzosen bereits nach Besancon zurückgeschlagen und es blieb dem General Clichard, Manteuffel nicht viel mehr zu thun übrig, als den General Clichard, welcher an Bourbaki's Stelle, der einen Selbstmordversuch gemacht hatte, das Obercommando der Armee übernommen hatte, nach der Schweiz hinüberzuführen.

Nach Abschluß des Friedens verließ Manteuffel als Obercommandant der Occupations-Truppen in Frankreich, wo er anfänglich in Compiegne und dann in Nancy residirte. Zum Feldmarschall wurde Manteuffel im Jahre 1873 ernannt. Als sich die ersten Schwierigkeiten zwischen Rußland und der Türkei ergaben, wurde Manteuffel im Jahre 1876 nach Warschau geschickt. Zum Statthalter von Elsaß-Lothringen wurde er 1879 ernannt.

Sein einziger Wunsch war, Elsaß-Lothringen eine regelmäßige Verfassung zu verleihen und der Ausnahmebestellung, in welcher sich unser Land seit 1870 befindet, ein Ende zu machen. In allen seinen Reden erklärte er, daß dies das Ziel sei, welches er seinen Anstrengungen und seinem Ehrgeize gesetzt habe; es war ihm aber nicht vergönnt, dieses Werk mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Ferner ist zu verzeichnen der am 18. Juni in Düsseldorf erfolgte Tod des größten Schlachtenmalers der neueren Zeit, Wilhe Im Campenhäusen. Derselbe war 1818 in Düsseldorf geboren; er genoss Gymnasialbildung, dann bereitete ihn der berühmte Maler Kethel für den Besuch der Kunstakademie vor. Nach Abschloßung derselben machte er Kunstreisen durch Deutschland, die Niederlande, Schweiz und Italien. Der Freiwilligendienst bei der Cavallerie mag ihn besonders zu meisterhaften Zeichnungen militärischer Gestalten befähigt haben. Er war z. B. vollen deder Pferde-Zeichner. Von seinen Bildern sind in der Reihenfolge zu nennen: „Tilly bei Breitenfeld“ (1841), „Prinz Eugen bei Belgrad“ (1843), „Gottfried von Bouillon bei Västalon“ (1845), „Puritaner, die den Feind beobachten“, „Transport gefangener Inhänger Cromwells“, „Erfürmung eines englischen Schloßes durch Cromwell'sche Soldaten“, „Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester“, „Karl I. bei Naseby“, „Puritaner auf der Morgenwacht“, „Blücher's Rheinübergang bei Caub 1814“, „Blücher's Begrüßung mit Wellington bei Belle-Alliance“, „Mun danket Alle Gott, Choral der preussischen Grenadiere nach der Schlacht bei Leuthen“, „Friedrich der Große und seine Altersgenossen auf der Potsdamer Wachtparade“, „Blücher als Schwedischer Kornett gefangen vor Belling“, „Seydlitz in Gotha“, „Seydlitz bei Hochhaß“, „Reiterbildniß Friedrich des Großen“, „Friedrich II. und das Dragoner-Regiment Unsach-Bayreuth“, „Düppel nach dem Sturme“, „Kampf im Innern der Düppelchanze II“, „Uebergang nach Alsen“, „Die Parade vor Friedrich d. Gr. in Potsdam“, „Friedrich der Große und das Dragoner-Regiment Bayreuth bei Hohenfriedberg“, „Friedrich bei der Leiche des Generals Schwerin“, „Der Ordnonanzritt“, „Der große Kurfürst“, „Vergeltung“, „Eroberung einer österreichischen Stabkirche bei Radod“, „Prinz Friedrich Karl auf den Höhen von Gylum mit dem Kronprinzen zusammentreffend“, und „König Wilhelm, dem Kronprinzen den Orden pour le mérito überreichend“, „Napoleon im Graatfeuer bei Sedan“, „Die Begegnung des Fürsten Bismarck mit Napoleon“, „Kaiser Wilhelm zu Pferd mit der Landchaft von Gravelotte“, „Der Kampf des 8. Husaren-Regiments mit Chevaulegers bei Waterloo 1815“, „Die Erstürmung von Königinhof durch das 1. Garde-Regiment zu Fuß“, „Einzug des Kaisers in Berlin“, das Wandgemälde in der Ruhmeshalle zu Berlin; „Puldigung der schlesischen Stände im Fürstensaale zu Breslau“ und andere. Campenhäusen war seit 1859 Professor der Historienmalerei und Mitglied der Akademie zu Düsseldorf.

**Gesucht**

Agenten und Reisende zum Verkauf von Kaffee, Thee u. Reis an Private gegen ein Stipum von 300 M. u. gute Profection.

Hamburg. J. Stiller & Co.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.  
Besucher aus dem Jenaischen.  
Von  
**Stuart C. Cumberland.**  
Ver. 80. Elegant broschirt. Preis 4 1/2.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

**Portraits - Radirungen berühmter Schlesier.**

Ernst Dohm. Gustav Freytag. Hermann Kettner. Karl von Holtei. Heinrich Laube. Adoff Menzel.

a) **Große Ausgabe** — extrafein auf Chinois-Papier  
Format 38:44 cm — à M. 1.50.

b) **Kleine Ausgabe** — Format und Ausstattung wie in „Nord und Süd“ — à M. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.